

Silke Jendrowiak

und

nun – zu

.. Albrecht

DÜRER

Alter, Tod, verstörender Verismus

#AlbertinaMuseum & @AlbertinaMuseum    

Silke Jendrowiak

und nun –

zu Albrecht Dürer

Alter, Tod, verstörender Verismus

© 2023 Dr. Silke Jendrowiak, Autorin

Satz & Layout: Zejnel Ramadani

ISBN Hardcover: 978-3-347-74782-1

ISBN E-Book: 978-3-347-74792-0

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH, An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Da ich nun keinen Zweifel habe, daß ich allen Kunstliebhabenden und Lernbegierigen hierin einen Gefallen tue, muß ich dem Neid, der nichts ungescholten läßt, seinen gewöhnlichen Gang lassen und antworten, daß es gar viel leichter sei, ein Ding zu tadeln als es selbst zu erfinden.

Albrecht Dürer (Widmung zur ›Proportionslehre‹)

Ein Heilmittel besteht darin, daß aus dem Gleichgewicht geratene Elemente wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. Eine Krankheit besteht darin, daß Elemente, die in einen lebendigen Körper eingegossen sind, nicht miteinander übereinstimmen.

Leonardo Da Vinci (›Wer wenig denkt, irrt viel‹)

Teil 1

Tod der Mutter 1

»Doch seine wahre Liebe gehörte seinem Vater.«

Woher wollte Erwin P. das so genau wissen?¹ Über den Vater notierte der Sohn später, lange nach dessen Tod, nur wenig mehr als dies: Er war ein gottesfürchtig Mann, habe

ein ehrbares christliches Leben geführt, sein Leben mit großer mühe und schwerer harter arbeit zugebracht und von nichten anders nahrung gehabt, dann was er vor sich, sein weib und kind mit seiner handt gewonnen hat. Darumb hat er gar wenig gehabt. Er hat auch mancherlei betrübung, anfechtung und widerwertigkeit gehabt.²

Dennoch wurde der Vater einundsiebzig Jahre alt, ungewöhnlich damals. In seinen letzten Stunden hatte der da schon einunddreißigjährige, nach ihm benannte Sohn Albrecht ihm nicht zur Seite stehen können. Er war zu spät aus seiner Kammer geholt worden. Anders bei der Mutter. Zwei Jahre nach dem Tod des Vaters hatte er sie zu sich genommen, sie, der nur drei ihrer achtzehn Kinder geblieben waren: Albrecht, der Drittälteste, inzwischen im eigenen Haus wohnend, die beiden so viel jüngeren Söhne Hanns und Endres noch im Elternhaus, in dem sie weiter gelebt hatten, bis der, welcher der Älteste geworden, die Mutter holte,

dij do gancz armm was, jn mein fleg.

¹ Panofsky, S. 228

² *Familienchronik*, Rupprich I, S. 30

In Pflege geholt. Neun Jahre noch konnte Barbara Dürer bei Sohn und Schwiegertochter leben, in einer eigenen Kammer, unterm Dach, denn Dürer notierte, dass sie:

*An ein morgen frw jehling also töttlich kranck ward, daz wir dy kamer wff prachen, dan wir sunst, so sy nit awff kunt than, nit zw jr kuntent. Also trug wir sij herab in ein stuben,*³

Ungewöhnlich: Die Mutter hatte ihre Tür verschlossen. Eine alte Gewohnheit? Im eigenen Haus waren ja nicht nur ihre Kinder aufgewachsen, sie hatte auch Lehrlinge und Gesellen zu versorgen, zu beaufsichtigen. Barbara Dürer hatte viel zu tragen, nicht nur der großen Zahl von Kindern wegen. Wenn ihr Mann, der Goldschmied Albrecht Thurer, unterwegs war, trug sie die Verantwortung, dass die Arbeit weiterlief. Sie sollte die Gesellen zu Fleiß antreiben, rief er ihr in einem Brief mahndend in Erinnerung, und auch die Kinder in seinem Sinne anleiten, die er mit Zucht und auf die *ehr gottes* erzogen wissen wollte. Albrecht Dürer der Ältere schrieb seiner Frau, als er weit fort war, in Linz, bei Hofe, dem Kaiser Friedrich seine Arbeiten vorzuführen. Das war im August 1492. Da war ihr Sohn Albrecht schon knapp zwei Jahre fort, als Geselle auf Wanderung, vier Jahre sollte er insgesamt fernbleiben. Barbara Dürer muss eine erstaunliche Kraft gehabt haben, einen ungebrochenen Lebenswillen. Denn selbst als sie schon tödlich erkrankt geglaubt, lebte sie noch fast ein Jahr. Für sie zu sorgen, das hatte dieser Sohn sich vorgenommen, weil

*sie so ein frum fraw wer. Des halb jch mir für nijm, sie nijmer mer zw lossen.*⁴

³ *Gedenkbuch*, Rupprich I, S. 37 (An einem Morgen tödlich krank wurde, dass wir die Kammer aufbrachen, weil wir sonst, so sie nicht aufmachen konnte, nicht zu ihr konnten. Also trugen wir sie hinunter in eine Stube.)

⁴ ebd. (...sie eine so fromme Frau war. Deshalb hab ich mir vorgenommen, sie nimmermehr (allein) zu lassen.)

Ihre Frömmigkeit konnte, wollte ihr Sohn Albrecht nicht genug loben: Wie viele gute Werke sie getan, welche Barmherzigkeit sie jedermann gezeigt hatte und auch die Angst und Sorge um ihre Söhne, die sie täglich zeigte,

Vnd sy het albeg meing vnd meiner prüder gros sorg for sünden, vnd jch ging aws oder ein, so was albeg jr sprichwort: ›ge jn dem nomen Christo!‹ Vnd sy tette vns mit hohem fleis stettiglich heilige vermanung, het albeg grosse sorg vür vnser sell.⁵

Eine Dürer-Interpretin heutiger Zeit meint in diesen Worten, die der Künstler im ›Gedenkbuch‹ festhielt, nur »spätmittelalterliche Emotions- wie Gesellschaftsrhetorik«⁶ zu erkennen. Sie ignoriert, welches Gewicht Kirche und Religion hatten. »Die Religion ist lebensbestimmend für den mittelalterlichen Menschen. Sie wird zur Richtschnur für sein Weltbild und dessen Wiedergabe.«⁷ Nein, Dürer stilisierte seine Mutter nicht zum »Inbegriff der christlichen Witwe«.⁸ Die Römisch-Katholische Kirche bestimmte den Alltag, vom Papst verteidigt, von den Bischöfen, den Pfarrern überwacht, die intensivste Frömmigkeit in Wort und Tat forderten. Büsser und Geißler zogen durch die Lande, mahnend, mit Selbstkasteiungen den Menschen die Sündhaftigkeit auszutreiben. Die Seuchen, die viel zu oft wiederkehrende Pest, sie galten als Strafe Gottes für die Sünden der Menschen, so sagte es auch die weltliche, die kaiserliche Obrigkeit. Wo hätte sie, Barbara Dürer, damals einen Raum finden können, sich anders zu entwickeln? Fünfzehnjährig vom Vater an einen fünfundzwanzig Jahre älteren Mann gebunden! Der Altersunterschied, jedem sichtbar, dem Künstler Albrecht Dürer

⁵ ebd. (Und sie hatte immer große Angst um mich und meine Brüder, der Sünden(Gefahr) wegen, und ob ich aus oder einging, so war immer ihr Spruch: Geh' im Namen Christo! Und sie gab uns christliche Ermahnung mit, hatte immer große Sorge um unser Seelenheil.)

⁶ *Dürers Mutter*, S. 16

⁷ Brion, S. 54

⁸ *Dürers Mutter*, S.15

sicher Anstoß für viele seiner Darstellungen der ›Heiligen Familie‹, in denen Joseph, ein alter Mann, die Augen geschlossen, vor Müdigkeit eingeschlafen scheint, den Kopf auf die Rasenbank gebettet, auf der seine junge Maria sitzt, das Kind auf dem Schoß, spielende Tiere zu ihren Füßen.

Dem bekannten, sorgfältig ausgeführten Porträt des Vaters sieht man die Mühen seines Lebens nicht an. Dürer malte ihn, wie er ihn beschrieb, als einen tief gläubigen Menschen, gab ihm den Rosenkranz in die Hände, den nach oben gerichtete Blick, der soll sagen: Das Bild Christi vor Augen.



Welche Anfechtungen und Widrigkeiten Albrecht Dürer d.Ä. erlebte, weiß man nicht. Er war ein Auswärtiger, ein Zugezogener, der Älteste einer nach Ungarn ausgewanderten deutschen Familie, seine Geschwister sollten es ihm später gleich tun und in die ursprüngliche Heimat zurückkehren. Der Name *Thurer*, den der Vater noch in der Form führte, war, wie üblich, abgeleitet vom Herkunftsort Ajtós. Albrecht Dürer d.J. wird sich mit der offenen Tür (Ajtó) auf seinem Wappenschild nicht nur zu dieser Herkunft bekennen, ihm bedeutet die offene Tür vor allem auch die, welche

zum Himmel führt. Seine Abstammung hatte der Vater noch selbst aufgeschrieben, sein Sohn übernahm sie, ebenso die Zahl der Kinder, seiner Geschwister, ihre Geburten, die Daten und die Paten.

Achtzehn Kinder - dafür fehlt Heutigen jedes Verständnis: ›Dieser Mann habe seine Frau nicht geschont‹, heißt es vorwurfsvoll. Von Barbara Holper selbst ist nichts dergleichen überliefert, überhaupt ist kaum etwas bekannt von ihr, nicht einmal ihr Geburtstag. So wie ihr Sohn sie schildert, als eine zutiefst Gläubige, kann sie den Zweck der Ehe nicht in Frage gestellt haben. Vom Adel bis zur untersten Stufe der sozialen Leiter: Die Frau hatte für die Nachkommenschaft zu sorgen, den Familienstamm zu sichern oder eben die Dynastie. Deshalb wählten alte Männer gerne sehr, sehr junge Frauen für die Ehe, da war die Wahrscheinlichkeit für zahlreiche Kinder größer und auch dafür, dass einige überlebten. Nicht anders war es bei Friedrich von Brandenburg, auch er hatte eine Fünfzehnjährige zur Frau genommen, hatte mit ihr achtzehn Kinder. Die Familie von Papst Pius II - ein ›Vorbild‹ der Großfamilie. Die Papst-Mutter hatte achtzehn Kinder, von denen ebenfalls nur drei das Erwachsenenalter erreichten.⁹ Und in der engeren Umgebung, in Nürnberg, da soll Anthonj Koberger (auch Koberger)¹⁰ - der Buchdrucker und Pate des Künstlers Albrecht Dürer - in erster Ehe sieben oder acht und in zweiter dann sechzehn oder siebzehn Kinder gezeugt haben.¹¹ Eine Frau - oh Natur! - kann jedes Jahr neu gebären und nichts anderes war ihre Bestimmung.

Barbara Dürer, geb. Holper, war nahe daran im Kindbett zu sterben. Als Zwillinge kamen, musste zur Nottaufe gerufen werden. Albrecht Dürer, als Dritter geboren, wird vieles miterlebt haben, in der Enge, in der er aufwuchs. Doch kein Wort davon in seinen

⁹ Spieß, S.43 und Burke, S. 254

¹⁰ "Die Namen Koberger und Koberger werden willkürlich nebeneinander gebraucht." In: Die Koberger ..., S.8. Es kommen auch noch zahlreiche andere Fassungen vor.

¹¹ ebd. S.14

Schriften, auch nicht, wie sie den so oft wiederkehrenden Verlust eines Kindes trug. Diese Mutter, sie hat ihm viel bedeutet. Er hielt fest, wie er ihr Ende erlebte. Sie *focht den tot hart*.¹²

Die Dreiundsechzigjährige starb unter Schmerzen. Er sah, dass sie etwas Grausames gesehen, dass der Tod ihr zwei Stöße ins Herz gab, dann schloss sie die Augen und verschied. Er betete für sie.

*Do fan hab jch solchen schmerczen gehabt, daz jchs nit awsprechen kan.*¹³

Knapp zwei Monate zuvor hatte der Sohn zum Kohlestift gegriffen. Doch er zeichnete sie nicht auf dem Krankenbett, er wählte ein



¹² Sie kämpfte hart mit dem Tod.

¹³ (Davon habe ich solche Schmerzen gehabt, dass ich es nicht aussprechen kann.) *Gedenkbuch*, Rupprich I, S.36/37

Brustbild, zeigte die Mutter in aufrechter Haltung, mit dem Blick nach oben, auch sie das Bild Christi vor dem inneren Auge. Anders aber als bei dem früheren Porträt des Vaters, gab Albrecht Dürer hier ein realistisches Bild wieder, das einer von harter Arbeit, Alter und Krankheit gezeichneten Frau. Auch sie hatte, schreibt er,

große Armut, verspottung, verachtung, hönische wort, schrecken und grosse widerwertigkeit« erlitten, ohne rachsüchtig geworden zu sein,¹⁴

Was drängte Albrecht Dürer im Frühjahr 1514, kurz vor ihrem Tod, zu seiner Zeichnung? Er hatte seine Mutter Barbara, geb. Holper - eine Tochter von Öellingers Tochter von Weissenburg, eine Kunigund - schon einmal festgehalten, Jahre zuvor, in der Zeit ihrer Frische und Lebenskraft, mit der mächtigen Haube der verheirateten Nürnbergerin, das Haar darunter verborgen, das Gesicht ausdruckslos, so war es üblich seinerzeit beim Porträt einer Frau. Auch sie hält einen Rosenkranz zwischen den Händen. Nur eine kleine Abweichung erlaubte sich der Künstler damals: Er legte den Tuchzipfel der Haube locker über die Schultern, schloss ihn nicht zur Kinnbinde, so die Strenge des Ausdrucks mildernd, eine kleine Freiheit, die der da noch junge Albrecht Dürer sich nahm. Sein Gemälde wird nicht zum Verkauf bestimmt gewesen sein, vielleicht war es eine Übung für das Malen eines Porträts? Wurde doch dieses Mutterbildnis auf ein abgenutztes Gewebe aufgebracht, vielleicht schon damals voller Risse und Löcher, weil dem noch jungen Maler das Geld für gutes Material fehlte. Üblicherweise wurden Frauenporträts von reichen Patrizierfamilien für die Ahnengalerie in Auftrag gegeben, nicht aber von Handwerkern. Die Arbeit des Vaters, die Goldschmiede, war ein Handwerk, er gehörte als Meister dem Mittelstand an. Sein Porträt ging - wie ihres - erst aus dem Nachlass in eine der großen Sammlungen. Doch nur das Vaterbild fand schnell einen illustren Käufer. Das frühe Porträt der Mutter ging später zwar auch weg, galt dann aber als verschollen

¹⁴ *Gedenkbuch*, Rupprich I, S. 37

bzw. es wird bis in die heutige Zeit nicht von allen Dürer-Kennern als Bildnis der Barbara Dürer anerkannt: Dafür sei es zu ausdruckslos, für ›einen Dürer‹ zu schlecht gemalt.

Was tun sich Dürer-›Verehrer‹ schwer mit dieser Frau, warum so gar kein Blick für ihre Leistung, ihre Bedeutung für den Sohn und Künstler Albrecht Dürer? Sollte der es tatsächlich darauf angelegt haben, ein hässliches Weib zu zeigen? Eine alte Frau mit einem schielenden Auge, weil

»...nur ein Künstler, der mit dem Stich *Melencolia I* schwanger ging, das Gesicht einer alten Frau - ... - so wiederzugeben (verstand), wie Dürer es tat, als er das Bildnis seiner Mutter zwei Monate vor ihrem Tode zeichnete.«¹⁵

Von der Gemütskrankheit der Melancholie geleitet, wäre demnach nicht nur der berühmte Kupferstich *Melencolia* entstanden, sondern auch dieses Altersbildnis der Mutter, »dieser immer wieder verstört zur Kenntnis genommene Verismus der Berliner Bildniszeichnung.«¹⁶

Alter - Tod - verstörender Verismus

Ist es das auch für einen Sohn, der seine Mutter hat altern sehen, hinfällig werden in ihren letzten neun Jahren bei sich im Haus? Eine Mutter, die nach dem Tode ihres Mannes nie mehr recht gesund gewesen war? Wird er nicht in ihr immer die Mutter gesehen, ihre Frische als junge Frau in der Erinnerung gehabt haben? War sie das Vorbild für seine ›Marien‹, die er später in Kupfer stach? Dann die gereifte Frau, die für ihn auf den Märkten Nürnbergs seine Werke zum Verkauf anbot. Sie auch eine Mutter, um die er sich besorgt zeigt in seinen Briefen aus Venedig, wenn er zu lange ohne Nachricht von ihr blieb. Schließlich angesichts ihres Sterbens, die

¹⁵ Erwin Panowsky, S.228

¹⁶ *Dürers Mutter*, Michael Roth, S.9

Qual, die ihm das bereitete: Ist da so gar nicht vorstellbar, dass diese Kohlezeichnung ihr zum Gedenken, aus einem sie auch so Festhalten-Wollen - ›Sohnesliebe‹ ein zu großes Wort? - entstanden ist? Albrecht Dürer hat so viele Geschwister, nahe Verwandte, sicher auch Freunde, die Kinder von Freunden sterben sehen. Ihm war der Tod allgegenwärtig. Und selbst, wenn es so gewesen sein soll, dass er schlicht als Künstler die Gelegenheit ergriffen hat, eine Todkranke festzuhalten - wo anders sollte das möglich gewesen sein als zu Hause? Das *abmachen* (zeichnen) brauchte Gelegenheit und Zeit. Diese, seine Mutter, konnte er festhalten - im doppelten Sinne des Wortes, seiner künstlerischen Auffassung entsprechend ›nach der Natur‹ gezeichnet, so wie er sie vor sich sah, alt, krank, dem Tod gefasst entgegengehend. Woher der Eindruck des Gegenteils?

»Der schmale, karge Mund über den zahnlosen Kiefern ist wie eine einzige erstorbene Klage, und die ganze Hilflosigkeit der geschundenen Kreatur kommt in den glotzenden Augen zum Ausdruck, in denen alle gläubige Zuversicht durch bare Lebensangst verdrängt scheint.«¹⁷

Festgehalten hat Dürer das Gegenteil. Seine Mutter Barbara Dürer, so notierte er, verschied christlich, versehen mit allen Sakramenten

*Aws pöpstlichem gewalt van pein vnd schuld geabsolffjrt. Sij hat mir och for jren segen geben vnd den gotlichen frid gewünsnt mit vill schöner ler, awff das jch mich vor sünden solt hüten. Sij begert awch for zw trjynken sant Johans segen, als sij dan tett. Vnd sij forcht den tot hart, aber sij saget, für gott zw kumen fürchtett sij sich nit.*¹⁸

¹⁷ Winzinger, S. 108

¹⁸ *Gedenkbuch*, Rupprich I, S. 37 [Mit päpstlichem Geleit von Angst und Schuld befreit. Sie hat mir auch zuvor ihren Segen gegeben und göttlich Frieden gewünscht mit vielen schönen Lehren, auf dass ich mich vor Sünden hüten sollte. Sie begehrte auch geweihten Wein (ein Abschieds-

Vor Gott zu kommen fürchtete sie nicht. Ohne Angst vor dem Urteil Gottes, ohne Sorge, im ›Jüngsten Gericht‹ nicht bestehen zu können. Deshalb gab ihr der Sohn den nach oben gerichteten Blick mit. Und auch dieses hielt Albrecht Dürer fest:

*Vnd jm jrem tot sach sj fill liblicher, dan do sj noch daz leben hett.*¹⁹

Neun Jahre nach dem Tod seiner Mutter Barbara Dürer wird Albrecht Dürer seinen Schwiegervater Hans Frey in einer Zeichnung - in Wasserfarben auf Leinwand - festhalten: Ihn als Leiche. Von diesem (verschollenen) Blatt ist überliefert: Es blieb in der Sammlung aus dem Nachlass ›stecken‹, denn ›Es fand keinen Käufer, weil es so abscheulich aussah.‹²⁰

Hochaltrig

Ich sah sie kommen, durch den Park auf die Klinik, geradewegs auf mich zu.

»Sie sind alt geworden, ihr Gang so viel langsamer.«

Da ahnte ich nicht, wie viel älter und schwächer sie noch werden sollten. Der Vater dreiundneunzig, die Mutter - vier Jahre jünger als

und Scheidetrunk, zu Ehren des Hl. Johannes d.Ev. gereicht) zu trinken, was sie dann tat. Und sie kämpfte hart mit dem Tod, aber sie sagte, vor Gott zu kommen fürchte sie nicht.]

¹⁹ Rupprich I, *Gedenkbuch*, S. 37 [Und in ihrem Tod sah sie viel lieblicher aus, als da sie noch das Leben hatte.]

²⁰ ebd. S. 34 u. Anm. 61; Grebe S. 308

er - schaffte es sogar bis knapp auf die Fünfundneunzig zu. Sie blieb in der Wohnung, sich alleine versorgend. »Toll«, sagt wem ich davon erzählte. »So alt zu werden!« Eine Bewunderung aus der Außensicht.

Vor meinen Augen das Bild einer kleinen, immer schmäler werdenden, schrumpfenden Frau. Noch zu Vaters Lebzeiten hatte sie sich eingerichtet in einen Tages-Nacht-Rhythmus mit langen Schlaf- und Ruhephasen. Nie bereit, am Nachmittag weniger als ihre drei Stunden auf dem Sofa zu liegen, seinen Wunsch nach frischer Luft abwehrend, ihn auf einem Gang durchs Viertel zu begleiten. Eine Abwechslung vom Alltäglichen gab es nur, wenn die Tochter kam, dann gingen sie essen in einem Lokal der Mittelklasse, an der See, der Spaziergang anschließend auf der Strandpromenade wurde kurz und kürzer.



Den eingespielten Hausfrauenpflichten kam sie nach. Das frühe Aufstehen aus dem Berufsleben gewohnt, war er es, der den Frühstückstisch für beide deckte. Sie - von Mann, Sohn und Tochter als hervorragende Köchin erlebt - war dazu übergegangen, ihn mehr schlecht als recht zu versorgen. Mit Dosensuppen am Mittag, abends das täglich sich Wiederholende: Eine Scheibe Aufschnitt, ein Knäcke mit Käse, Gouda mittelalt. Dem sichtbar kränker, auf den Beinen unsicher werdenden Mann war sie keine Hilfe mehr.

Überhaupt niemand kam ihm zur Hilfe, nicht im Täglichen. Sohn und Tochter lebten entfernt ihr eigenes Leben. Der einzige Freund aus alten Zeiten war selbst unsicher geworden auf den Beinen, alle vier Wochen trafen sich die beiden Männer im Einkaufsviertel am Bahnhof. »Ein Glas Wein, wie immer?«, begrüßte sie die Bedienung. Die seltenen Kontrollen beim Arzt brachten dem Vater spät, im schon achtzigsten Lebensjahr, einen Herzschrittmacher. Das half selbstständig zu bleiben. Das Paar hatte sich isoliert. Sie hatte die eine alte Freundin aus Jugendtagen, die beiden sahen sich zwei Mal im Jahr zum jeweiligen Geburtstag. Er war ein geselliger Mann, leidenschaftlicher Sportler, in jungen Jahren Handball, später Kegeln. Beim Frauenkegeln machte auch sie mit, war auch gerne bei Geselligkeiten dabei, Skiferien im kleinen Kreis, alle aus dem Sportverein. Doch dann hatte es Streit gegeben, worüber, wurde nie erzählt. Möglicherweise das stets Streit anfällige, etwas ›Politisches‹. Die Trennung blieb total, keine Kontakte mehr, keine Feier mehr zum Geburtstag, auch für ihn nicht. Er stand zu ihr, obwohl es ihm schwer fiel, er sein früheres Leben vermisste. Das Telefon klingelte kaum noch, - wenn, dann ›die Kinder‹. Sonst gab es nur noch ab und zu ein »Guten Morgen« zu Nachbarn auf dem Gang zum Einkaufen durch ein Wohnviertel, das vor Jahrzehnten einmal lebendig war, nun aber keine Läden mehr hatte, menschenleere Straßen mit - für ihr Alter - einem viel zu langen Weg zum Supermarkt im Gewerbegebiet. »Zwanzig Minuten habe ich da gelegen«, sagte er, nachdem er einmal auf der Straße gefallen war und alleine nicht mehr hoch kam.

Sich ambulante Hilfe holen? Zum Mittagstisch ins nahe gelegene Alten- und Pflegeheim gehen? Einen Platz im Seniorenheim suchen? Bei ihm hat es den Anlauf gegeben. Er hatte seine Religion behalten, fragte nach in der katholischen Gemeinde. Doch die Wohnung aufgeben? Nie hätte sie das mitgemacht. Selbst einen Mittagstisch lehnte sie ab. Ob sie seine Anläufe bemerkt hatte, deshalb dicht machte, noch stiller wurde, kaum noch von sich aus sprach, unzugänglich wurde?

Dement! - Das stand, noch bevor überhaupt irgend jemand sie zu Gesicht bekommen hatte, in der Krankenakte über die Ehefrau des ›Oberschenkelhalsbruchs‹.

93-jährig war der Vater eingeliefert worden in die Orthopädische Klinik ihrer Heimatstadt, die noch den renommierten Namen des Gründers trug, obwohl längst in anderen, weiterhin privaten Händen und nicht mehr in der Innenstadt, überhaupt nicht mehr in der Stadt gelegen. Nähe zu Angehörigen, Freunden, Nachbarn? Fehlanzeige. Medizinische Spezialisierung im Großbetrieb, der besseren Behandlungsqualität wegen, heißt es offiziell zur Rechtfertigung. Unmöglich für die neunzigjährige Ehefrau, ihren Mann mit dem Notwendigen zu versorgen. Ein Taxi bis in die Nachbargemeinde in zwanzig, dreißig Kilometer Entfernung? Ein ganzes Leben war man gelaufen, wenn es sehr weit war, nahm man den städtischen Bus. Doch bis dahin fuhr der nicht. Die Tochter, berufstätig, über einhundert Kilometer entfernt wohnend, musste ›Taxi‹ spielen. In den ersten Tage trug der Vater Klinik-Kleidung, zu ihr, der Tochter, hieß es schroff:

»Die Latschen sind viel zu klein, darin kann ich mit ihm keine Gehübungen machen.«

Nach vierzehn Tagen im Krankenhaus ein »Willkommensgruß« der Klinik auf der Fensterbank, von Vater beiseite gelegt. Auf der ersten Seite die Mitteilung.

»Am Tag der Entlassung ist das Zimmer bis neun Uhr zu räumen. Wenn Sie warten müssen, steht eine Cafeteria zu Verfügung.«

Auf der letzten Seite wurde eine Unterschrift verlangt. Wofür? Unverständlich die Sprache, die Kürzel. Freitagnachmittag, die Information auf der Station besetzt, die Mitarbeiterin jedoch genau so ahnungslos, telefonisch im Haus niemand zu erreichen. So gab es die Unterschrift erst nach dem Wochenende, nachdem die Krankenkasse aufgeklärt hatte: Der Kranke solle eine Garantie

unterschreiben für eine Kostenübernahme, falls die Krankenkasse nicht zahlte.

Dement! - Das blieb für den Vater die Erklärung, warum seine Frau immer ernster, verhärmter wirkte. Was hätte ihr denn ein Lachen oder auch nur ein Lächeln entlocken können?

Er hätte so gerne ihren neunzigsten Geburtstag gefeiert, doch den hat er nicht mehr erlebt. Konnte auch nicht mehr erfahren, wie sie, nach seinem Tod, mit einundneunzig sich wieder aufrichtete, noch immer kaum sprach, wenn, dann das mitteilend, was für sie immer wichtig gewesen war: »Ein Glück, dass es nicht regnet«. Einzelne Sätze, nun manchmal auch von einem Lächeln begleitet, und die Kaffeemaschine wusste sie, die Kaffeetrinkerin, jetzt auch zu bedienen. Zu Vaters Lebzeiten hatte die Tochter, wenn sie zum Sonntags-Nachmittagskaffee kam, sie fragen gehört: Wie geht das noch?" - Dement? - Es hat niemand daran gedacht: Seit jeher goss sie sich Pulverkaffee auf. Die Maschine war seine Sache gewesen, zum Frühstück gab es »Echten«. Doch nun war auf der Packung mit den Filtertüten notiert: Wasser 6 Teile, Kaffee 4 Teile.

»Wirst du denn alleine zurecht kommen, wenn ich nicht mehr bin?« Das hat Vati (sie nannte ihren Mann seit jeher Vati, er sagte Mutti) mich oft gefragt. »Ich habe immer »ja« gesagt.« Was er nie erfahren hat, erst Jahre nach seinem Tod erwähnte sie es, wie nebenbei: Als der Krieg kam, da hat meine Mutter gesagt: »Jetzt wirst Du auch nur einen so alten Mann bekommen wie ich.« Das hatte sie zu vermeiden gewusst. Vier Jahre waren sie auseinander, die Norm ihrer Generation. Wohl hat sie auch arbeiten müssen, weil sie alles verloren hatten. Die Wohnung, das Einzelhandelsgeschäft im selben Haus - beides fiel den Bomben zum Opfer. Sie hätte das Geschäft fortführen sollen. Am Fenster war ein kleines Plakat gewesen: Ein Soldat mit Stahlhelm: "Wie wir kämpfen". Sollte ein Schutz vor Übergriffen sein, wurde ein Verhängnis.

Doch er war wenigstens heil aus dem Krieg zurückgekommen.



Der Vater fand Arbeit, doch die allein reichte nicht. Sie musste auf ›Aushilfe machen‹ in einem der neuen Kaufhäuser der Stadt. So kamen sie hin, auch als die beiden Kinder dazu gekommen waren. Als es wieder ›aufwärts‹ ging, blieb sie zu Hause, konnte er stolz vermelden: Meine Frau muss nicht arbeiten.

Wanderer zu neuen Welten

Als er loszog nach Ostern 1490, nach den drei Jahren als ›Bursche‹ in Michael Wolgemuts Werkstatt, nun ein Geselle, der darauf aus sein musste, eine Werkstatt zu finden, dort sein täglich Brot zu verdienen, eines Tages dem Meister nachzufolgen, vielleicht durch Heirat mit der Witwe, wie Michael Wolgemut, vielleicht als Ehemann der jungen Tochter des Meisters, wie der eigene Vater.

Als er also loszog, der am Ende seiner Lehrzeit schon neunzehnjährige Albrecht Dürer, wovon ließ er sich leiten? Welche Richtung schlug er ein? Wonach suchte er?

Nürnberg, Mittelfranken, im Schnittpunkt der Handelsstraßen nach Osten, Norden, Westen und vor allem nach Italien, wo die Kaufleute Zweitsitz hatten. Nein, die ›Autobahnen‹ seiner Zeit wird der Junge nicht genommen haben, auch nicht zielgerichtet gen Süden gestrebt sein, wie glauben gemacht wird, nach Basel, wo er wohl tatsächlich ankam, aber erst viel später, nicht im ersten Jahr seiner Wanderschaft. Wie hätte er das schaffen sollen, war er doch mit Sicherheit nicht dort unterwegs, wo der Kaiser mit seinem ›Nomaden-Hof‹ entlang zog oder die Fuhrmänner mit ihren Waren, im Schutz Bewaffneter, auch die schnellen Boten mit ihren Sendschreiben, Bürger zu Pferde mit ausreichend Geld in der Tasche, um den Wechsel der Tiere und die Wirtshäuser bezahlen zu können. Nürnberg - Basel und zurück, dafür brauchte ein Fuhrmann fünf Wochen. Albrecht Dürer aber, ein Geselle, der mit Sicherheit nicht viel Geld in der Tasche hatte, muss sich zu Fuß aufgemacht haben, so wie er es hier und da in seinen Gemälden dargestellt hat: Joseph mit Maria und dem Kind auf dem Esel, den Wanderstab mit dem Beutel über der Schulter, manchmal wohl auch eine Wasserflasche, wie Lot beim Auszug mit seinen Töchtern, oder - ganz klein - ein Wanderer in der weiten Landschaft. Dürer hat ihn in die Landschaft im Fensterblick auf seinem Selbstporträt gesetzt, das vier Jahre nach der Wanderschaft entstand. Ein Fußgänger schaffte, wenn er zielstrebig ging, bis zu fünfundzwanzig Kilometer am Tag.

Man darf wohl glauben, was überliefert ist: Er, Albrecht Dürer, sei in der ersten Zeit in Deutschland »hin und wider«²¹ gezogen, so überliefert es Christoph Scheuerl, ein Zeitgenosse. Wie auch anders als kreuz und quer? Was der junge Mann suchte, lag oft abseits, die Klöster, Kapellen, Kirchen, Residenzen, Schlösser, für die

²¹ Rupprich I, Anm.1, S.294-95

herausragende Altäre, Monumente, Gemälde, Wandteppiche, Skulpturen geschaffen worden waren. Von manchem wird er schon gehört haben, wird es aufgesucht oder als Kopie und Mustervorlage bei Kollegen gefunden haben. Beispielhaftes konnte der Malergeselle vielerorts finden, in reichsunabhängigen Städten, in kreisfreien Orten, an geistlichen und weltlichen Stätten, in denen Kurfürsten und reiche Bürger für ihr Seelenheil vorsorgen oder sich unvergesslich machen wollten. Unterkunft wird er in Herbergen und Klöstern gesucht haben, die waren verpflichtet, Pilger und solche wie ihn aufzunehmen, wenn er denn nicht einen Gastgeber aus seinem Handwerk fand, eine Schlafstätte in einem Zunfthaus. Also zu Fuß. Albrecht Dürer wird Umwege gemacht, Pausen eingelegt haben, nicht aus Müdigkeit, nein, um zu schauen, zu lernen.

Ging es also zuerst nach Norden, Richtung Bamberg, alte karolingische Pfalz, seiner Zeit im Besitz des Hochstifts Bamberg? Dreißig Jahre später wird diese Stadt ein wichtiges Etappenziel für ihn werden, gab ihm doch der Bischof für die Fahrt in die Niederlande *ein zoll- und dreij fürder brieff*²² mit. Da war er mit Frau und Magd aufgebrochen, einen großen Ballen Ware führten sie mit, seine Drucke und Bücher, zum Verkauf bestimmt. Der Fuhrwagen brauchte zwei Tage bis Bamberg, Zwischenstopp für die Übernachtung bei Erlangen. Zu Fuß mag der Junge in zwei Tagen bis Forchheim gekommen sein, südliche Grenzfestung des Hochstifts Bamberg, heute noch spätmittelalterlich, sehenswert. Ostern war der Geselle losgezogen, vielleicht waren die neuen Passionstafeln schon aufgestellt und der »Abschied Christi von Mariae« des Bamberger Bildhauers H. Nussbaum. Bamberg lohnte allemal den Besuch, mit seinem Fürstentor, dem »Weltgericht« im Tympanon und den Plastiken im Kircheninneren, die Apostel und Propheten. Und da war der »Reiter«, das Ideal Staufischer Herrschaft. Der »Christus als Schmerzensmann« in St. Michael, der

²² Tagebuch der Reise in die Niederlande, Rupprich I, S.148 [Empfehlungsschreiben, das Dürer von den Zollabgaben befreite]

Benediktinerklosterkirche, und in der Oberen Pfarrkirche die ›Muttergottes‹. Von Bamberg aus konnte der Geselle sich, vielleicht gehockt in die Ecke eines Kahns, auf dem Main mitnehmen lassen, nach Würzburg, wo Tilman Riemenschneider zwar schon eine Werkstatt und sich auch einen Namen gemacht hatte, aber die berühmtesten seiner Werke noch nicht entstanden waren. Würzburg konnte ihm einen ersten Eindruck geben von mächtigen Festungsbauten, die Marienburg mit Turm und Ringmauer, die ihn später - als er wusste, was Kriege bedeuten - motivierten, den Schutz der Städte weiter zu denken. Vielleicht war es aber auch so, dass er vieles von dem in der näheren Umgebung Nürnbergs schon kannte, weil sein Meister Wolgemut über Nürnberg hinaus gefragt war, Aufträge erhielt, zu denen er seine Leute, auch den Lehrjungen, mitgenommen hatte.

Also ging er vielleicht zuerst in Richtung eines der großen deutschen Kunstzentren Köln, Straßburg, Konstanz? Weit auseinanderliegend, weit entfernt. Köln am Oberrhein, wo in der Kapelle der Familie Wasservass in St. Columba das viel bewunderte «Dreikönigsretabel» des niederländischen Meisters Rogier van der Weyden aufgebaut stand, eines der einflussreichsten Gemälde seit der Jahrhundertmitte, gut zwanzig Jahre, bevor er selbst geboren wurde. Siebzig Motivübernahmen vom Retabel kennt man noch heute und so populär ist es, dass alle nur vom ›Columba-Altar‹ sprechen und jeder weiß, was gemeint ist. Jahre später, auf seiner Rückkehr von Antwerpen, wird Dürer sich in Köln den «Altar der Kölner Stadtpatrone» von Stefan Lochner aufschließen lassen, auch der ein Bewunderer van der Weydens. Von beiden Künstlern muss Dürer schon als Geselle gehört haben. Die »Verkündigung« auf dem linken Flügel des ›Columba-Altars‹ zeigt Maria nicht mehr als Königin auf einem Thron, sondern in einer bürgerlichen Stube sitzend. Diese Bildidee hatte sich in Windeseile in alle Himmelsrichtungen verbreitet und das bedeutete zu Zeiten des Heiligen Römischen Reiches östlich bis nach Tschechien und Polen, süd-östlich nach Ungarn und Rumänien, südlich nach Österreich, in die Slowakei. Auch Dürer nahm sie auf. Auf den Flamen geht auch

das große Baldachinbett zurück, ganz in Rot, ein Vorhang hochgezogen, dass er wie ein schwerer Sack da hängt. Dieses Bett fand auch Dürer attraktiv. Er kann es auch bei Martin Schongauer gefunden haben in seinem Stich ›Der Tod Mariens‹. Durch das neue Medium des Kupferstichs fand dieser Schongauer eine Verbreitung für seine Werke, wie niemand zuvor. Vom ihm heißt es, dass er »das junge Medium des Kupferstiches so grundlegend reformiert hat, dass es fortan zur Malerei aufschloss, ja deren wesentliche Qualitäten - die Wiedergabe von Licht und Schatten, differenzierte tonale Abstufungen und Oberflächenstrukturen mit einem Mal darstellbar wurden.«²³ Ein solches Lob sollte Albrecht Dürer - sehr viel später - auch erfahren, aus berufenem Munde, von Erasmus von Rotterdam. Doch führte es bei ihm im Laufe der Jahrhunderte auch dazu, dass sein malerisches Werk dahinter zurücktrat.

Festzuhalten ist: Altes und Neues fügte sich zu überraschenden, gefragten Kombinationen zusammen. So erfüllten die Künstler die Forderung nach ›Modernität‹ - wichtig, um Kundschaft zu gewinnen und zu halten. Der junge Albrecht Dürer wird das schnell begriffen haben. Er orientierte sich in dieser Zeit an Vorbildern, die einen Mix aus hochgotischen und altniederländischen Elementen geschickt zusammenzubringen verstanden. Das fand er nicht nur am Niederrhein. Die gab es vielerorts. Da genügte es von Nürnberg aus in süd-östliche Richtung gen Augsburg zu ziehen, durch Schwaben. Vielleicht mit einem Bogen über Nördlingen?

Nördlingen? Auch eine freie Reichsstadt, aufgewertet durch Kaiser Friedrich II, wie Nürnberg ein Schnittpunkt bedeutender Handelsstraßen, von einer Ringmauer umgeben, die Stadt und die Pfarrkirche St. Georg schützend. Fast 90 Meter hoch der Turm der Kirche, aus weiter Ferne die Stadt ankündigend, der Bau 1490 vor der Vollendung.²⁴ Da wäre der junge Dürer gerade richtig gekommen. Im Innern waren die Schnitzfiguren und Gemälde am

²³ Van Eyck bis Dürer, Antje-Fee Köllermann, S. 80

²⁴ Barthel, Der Kunstführer, S. 73

Hochaltar zu bewundern. Der Maler Friedrich Herlin, ab 1459 im Ort, hatte den Auftrag für die «Kreuzigung Christi» und die acht Szenen aus dem «Leben Mariae» bekommen, ein Altar von fast sieben Meter Breite, ein Mammutwerk.



Der Maler, der gerade erst dreißig Jahre alt gewesen sein soll, ließ erkennen, dass er die Flamen gut studiert hatte, vor allem die Arbeit von Rogier van der Weyden. Die ›Architekturen‹, Gebäude und Bauelemente, dazu viele Motive, verraten dieses Vorbild. In der ›Verkündigungsszene‹ findet sich - wie könnte es anders sein? - das rote Bett mit dem hochgezogenen Vorhang:



Herlins Werke blieben erhalten, werden im Städtischen Museum bewahrt. Sie finden sich heutzutage auch in Rothenburg ob der Tauber, in der St. Jacobskirche.

Dass man mit flämischer/niederländischer Arbeit vertraut war, galt noch über die Wende von 1500 als Nachweis eines besonderen Talents. Niederländische Gestaltungsprinzipien - plastischer geformte Figuren, tiefer gestaffelte Räume, der Lichteinfall, Schattenwürfe, die Personenkonstellationen - der junge Dürer nahm nicht nur alles auf, er sollte ein Meister der Verfeinerung werden.

Nicht weit hinter Nördlingen, am Ufer der Donau, hätte der Geselle Albrecht Dürer dann vor einer Entscheidung gestanden: Erst nach Augsburg oder besser Richtung Ulm? Dass er nach Ulm Kontakte hatte, steht außer Frage. Aber ob aus einer so frühen Zeit, im Jahr 1490? Der Brief an Conrad Merckel, *maler zu Vlm, gar mein gueter freündt* (Konrad Merklin, gest. 1518), ist zwanzig Jahre später datiert. Die beiden müssen sehr vertraut miteinander gewesen sein, verrät das Schreiben doch, dass sie Spaß an Wortspielen und Schabernack hatten. Der Geselle Dürer wird am schwäbischen Kunstzentrum Ulm nicht vorbeigegangen sein. Der Ruf dieser Stadt wurde Jahrzehnte zuvor begründet, durch den Bildschnitzer Hans Multscher und seine Werkstatt. Zu seinen Nachfolgern gehörte auch Hans Schüchlin. Die «Schutzmantelmadonna» von Michel Erharts warf keine gotischen Faltenberge mehr, stattdessen gab es

schnurgerade nach unten fallende Linien, das Knie zeichnet sich unter dem Tuch ab. Der junge Dürer wird noch einige Zeit brauchen, bis auch bei seinen Figuren die Körperteile unter dem Gewand an der richtigen Stelle sitzen. Vorbilder konnten auch die Heiligen und Apostel eines Meister Hartmann werden und Jörg Syrlin, sein Chorgestühl im Hauptschiff des Ulmer Münsters. Dieses Ulmer Münster! Mit einem noch mächtigeren Turm als der in Nördlingen, erst im Jahr 1490 endlich vollbracht, da kann es sein, dass Dürer auch hier die letzten Arbeiten an diesem nur mit mehreren Wechseln der Baumeister zustande gebrachten Monument erlebte. Das ›Jüngste Gericht‹ über dem Chorbogen gab es schon und die Glasfenster, darunter ein ›Sündenfall‹, sicher ähnlich wie der im Herkunftsort von Peter Hemmel, in Andlau, wo Eva die Frucht aus dem Biss der Schlange löst. Dürer wird davon gehört, das Motiv vielleicht sogar gekannt haben, hatte doch ›seine‹ Kirche St. Lorenz in Nürnberg mit dem »Volkamerfenster« eines aus der selben Werkstatt bekommen, von den fünf Glasmalern, die in Straßburg um Peter Hemmel einen Vertrag über eine Werkstattgemeinschaft geschlossen hatten und überall hin exportierten, auch nach Ulm. Dürer wird später seiner Eva die Frucht in die Hand geben, bei ihm scheint sie gerade übernommen zu sein.

Solche Vorbilder machten diese schwäbische Kulturlandschaft für einen Künstler wie ihn, der sich in seinen Anfängen an den traditionellen Mythen und Erzählungen der Bibel orientierte, an- und aufregend. Das lässt sich immer wieder erkennen: Wenn ihn etwas stark beeindruckte, floss es in seine Gemälde ein. Das zeigt sich in ganz außergewöhnlicher Weise in seiner »Anbetung der Könige« (1504). Auf den ersten Blick scheint alles wie üblich: Maria, das Kind auf dem Schoß, das sich den drei ›Weisen aus dem Morgenland‹ zuwendet. Die Männer verkörpern auch bei ihm - aus langer Tradition - unterschiedliche Alter und unterschiedliche Kontinente. Der Kniende das hohe Alter (Asien, Jerusalem), in der Mitte das mittlere Alter (Europa) und rechts, ein schwarzer ›König‹, die Jugend (Afrika). Als Jüngster der Drei bringt dieser die

Myrrhe.²⁵ Der dunkle König soll sich erst um 1470 durch Ulmer Maler in der deutschen Malerei durchgesetzt haben, bis zur Jahrhundertwende zur Norm geworden sein. Bei Martin Schongauer findet sich in einer »Anbetung« tatsächlich noch ein sehr junger weißer Mann, ›gotisch‹ gekleidet. Bei Dürer wird der spätere Italien-Aufenthalt gewirkt haben. Dort konnte er Fremde aus ›fernen‹ Landen erleben. Über schwarzhäutige Menschen wird er sehr viel später, in seinen »Vier Bücher von menschlicher Proportion«, über *das »Schöne und das Häßliche* reflektieren und schreiben, dass seine Zeitgenossen *Mohren* selten hübsch fänden, sie hätten flachgedrückte Nasen, dicke *meuler*, Knie und Füße zu *knorrig*. Er fügte dann aber hinzu:

*Ich aber habe etliche von ihnen gesehen, die ansonsten im ganzen Körper so wohl gestaltet und wohlgeföhlt gewesen sind, daß ich es nicht besser gestaltet gesehen habe noch erdenken könnte.*²⁶



(Ausschnitt)

²⁵ L'invention des continents et des océans, S.62 ff

²⁶ zitiert nach Hinz, Vier Bücher von menschlicher Proportion, S.229

In seine ›Anbetung‹ setzte Albrecht Dürer einen ausgesprochen gut aussehenden, jungen Mann mit einem Goldpokal. Es ist ein wunderschöner Rundpokal, einer von ausgewogener Gestalt, der die Aufmerksamkeit des mittleren Mannes auf sich zieht. Dem hat Dürer - und das ist außergewöhnlich bei so traditionell und historisch festgelegten Figuren, wie die der drei ›Könige‹ - die eigenen Gesichtszüge gegeben und ›sich‹ in die Hände einen Goldpokal in der Tradition Nürnbergs. Der wirkt im Vergleich geradezu plump. Und ganz und gar ungewöhnlich: Dürer lässt diesen, ihn selbst evozierenden mittleren Mann nicht auf das Christuskind schauen. Der Blick ist auf den Pokal des ›Mohren‹ fixiert, als hätte er - Sohn eines Goldschmieds (aus Europa) - so etwas Edles wie diese Gabe aus dem jüngsten Kontinent Afrika noch nie zuvor gesehen.

Da hat Albrecht Dürer ein Staunen in Szene gesetzt, das ihn Jahre später in den Niederlanden öfter überfallen wird, schon bei seiner ersten Ankunft in Antwerpen, als man ihn in das neue Haus des Bürgermeisters führte,

*dergleichen jch in allen teutschen landen nie gesehen hab.*²⁷

Noch größeren Eindruck machte ihm Brüssel, der Garten mit den Brunnen, einem Labyrinth und einem Tiergarten hinter dem Haus des Königs und dann das Rathaus! Da sah er ›Mitbringssel‹,

*die man dem könig auß dem neuen gulden land hat gebracht: ein gancz guldene sonnen, einer ganczen klaffter braith, deßgleichen ein gancz silbern mond, auch also groß, desgleichen zwo kammern voll derselbigen rüstung, desgleichen von allerley jhrer waffen, harnisch ... und allerly wunderbahrlicher ding zu maniglichem brauch, das do viel schöner an zu sehen ist dan wunderding.*²⁸

²⁷ Rupprich, S.151

²⁸ ebd. S.155 [aus Mexiko schöner anzusehen als Wunder]

Das ›Goldene Land‹, von dem Kolumbus berichtete, von wo seine Gefährten und Nachfolger nie Gesehenes mitbrachten. Ein neues, ›globales‹ Zeitalter war angebrochen, das Albrecht Dürer 1521/22 vor Augen geführt bekam, eines der Eroberungszüge und der Kolonisierung.

Am Anfang seiner Gesellenzeit konnte er davon nichts ahnen. Da war erst einmal Ulm sein Wanderziel und das nicht sehr weit entfernte Augsburg. Konnte die eine Kunststadt die andere in den Schatten stellen? Als Fugger-Stadt wurde Augsburg zum Synonym für Reichtum und Handelsmacht, aber auch für Machtmissbrauch. Schon in den achtziger Jahren hatten die Fugger begonnen zusammen mit den Welsern Maximilian I zu finanzieren und sich im Gegenzug von ihm nobilitieren zu lassen. Kein Wunder, dass die Reichsstadt Augsburg die Lieblingsstadt des Kaisers wurde. Er hat sie so oft besucht, dass er insgesamt 941 Tage seines Lebens dort verbracht haben soll.²⁹ Viermal rief Maximilian den Reichstag nach Augsburg ein, nach Nürnberg nur ein einziges Mal. In Augsburg, wusste er, beherbergte man ihn und seine Edelleute in den schönsten Häusern, dort wurden sie aufs Köstlichste bewirtet. Der große Tross blieb vor den Toren. Von Kunstkennern wurde Augsburg vor allem für den Dom bewundert, frühes 11. Jahrhundert, seine Madonnen-Statuen, darunter die große Steinmadonna und am Chorpfeiler eine ganz und gar aus Ton geformt, und die fünfunddreißig Reliefs der bronzenen Türflügel am Süd-Portal des Langhauses. Später mehrte die Stiftskirche St. Ulrich und die Benediktiner-Abtei Afra den Ruf der Stadt, damals noch in Bau. Vor allem aber galt Augsburg als das süddeutsche Einfallstor des ›Welschen‹. Dort war die italienische Kunst, dank regelmäßiger Transporte von und nach Mailand und Venedig, früher als anderswo angekommen. Die Strecke? In vierzehn Tagen zu bewältigen. Das machte nicht nur die antiken Bauformen und ihre Nachahmungen im Norden bekannt, vertiefte auch die Technik des Druckens, die in Venedig hoch entwickelt war und Augsburg

²⁹ Schwindt, S.197

zu einer in Deutschland führenden Druckerstadt für weltliche Schriften werden ließ.³⁰ Die Formschneider Augsburgs wurden für ihre Perfektion gerühmt. Ihre Spezialität: Liedsammlungen, Texte, Zeitungen und Flugblätter, die sich an ›Illiterati‹ wendeten. Am Hofe Maximilians wurde viel gesungen! Ein standesbewusstes Handwerk war da gewachsen, anders als in Dürers Heimatstadt in Zünften organisiert. Das muss den jungen Handwerker gefallen, sein Selbstbewusstsein gestärkt, seine Vorstellung dafür vertieft haben, wie die Übertragung von Zeichnung auf Holz für die Malerei zu nutzen war, um (fast) beliebig viele Kopien herzustellen und überall hin zu verbreiten. Ein Israel von Meckenem, Stecher und Goldschmied, kam just Anfang der 1490er Jahre ins Schwabenland, nach Ulm und Augsburg, wurde Kopist berühmter Meister, vor allem auch von Schongauers Werken. Er blieb in Erinnerung als ein Verleger, der Drucke in hoher Auflage herausbrachte.

Was konnte Augsburg einem Gesellen wie Albrecht Dürer geben? Die Malerei hatte Anfang der neunziger Jahre schon einen Ruf, auch wenn ein Hans Holbein d.Ä. - dieser von seinem zweitgeborenen Sohn gleichen Namens später so weit überstrahlte Mann - erst 1494 von Ulm her in die Stadt kam. Ein Schicksal der Väter-Generation! Auch bei Toman Burgkmair brachte es erst Sohn Hans zu überregionaler Anerkennung. Der Vater war für Porträts der Augsburger Stadtelite gefragt. Gewicht hatte er als Zunft-Vorstand. Ob der Geselle Dürer bei ihm angeklopft hat, im Zunftthaus um Übernachtung und Arbeit gebeten? So kann er den fast gleichaltrigen Hans kennengelernt und in ihm einen Gleichgesinnten gefunden haben. Dieser Hans Burgkmair gelangte später auch in den Künstlerkreis, der die Arbeiten zum ›Gebetsbuch‹ des Kaisers Maximilian ausführte und für den ›Weisskunig‹, Maximilians Bilderepos über seine Erziehung zum Herrscher. Hans Burgkmair hat sich der kaiserlichen Gunst in einer Zeichnung gerühmt: Ein »Besuch Maximilians« in seinem Atelier.

³⁰ ebd. S.286

Sich selbst hat er da auf einen dreibeinigen Schemel gesetzt, den Kaiser lässt er über seine Schulter hinweg auf die Staffelei schauen, unten eine Signatur: A.B.C = Augustanus Burgkman Civis. Ein Augsburger Künstler und Bürger mit hohem Selbstbewusstsein. Dass er und Albrecht Dürer sich kannten, sich schätzen lernten, zeigen ihre gegenseitigen Porträts (das von Dürer leider verschollen). Es soll in der Münchner Kunstsammlung des Bayrischen Königs Maximilian gehangen haben). Eine engere Freundschaft? Sehr gut möglich, da doch beide Martin Schongauer verehrten. Hans Burgkmair hat sich als *Junger* des Elsässers bezeichnet,

...ich sein Junger Hans Burgkmair im jar 1483

steht auf der Rückseite eines Porträts, welches inzwischen überwiegend seinem Vater Toman zugeschrieben wird. Es soll einen sehr jungen Martin zeigen. Das Aussehen wurde aus einem Gemälde aus den frühen achtziger Jahren übernommen, als sich Martin Schongauer in Augsburg aufhielt. Ob es tatsächlich den Künstler zeigt, gilt als unsicher. Zweifel gibt es auch an der Interpretation, Hans Burgkmair sei Schongauers Lehrling gewesen. Das ist eher unwahrscheinlich. Wer in eine Handwerkslehre ging, war ein »Knabe«, ein »Knecht oder ein »Bursche«, erhielt eine Ausbildung gegen Zahlung für Verköstigung und Unterkunft. Ein *Junger* ist und war auch damals dem Wortsinn nach ein Jünger, ein ›Verehrer‹. Für eine Lehre wäre Hans zu dem Zeitpunkt zu jung gewesen, er war gerade zehn Jahre alt. Sein Idol hat er persönlich gekannt, weil die Familie Burgkmair und die Schongauers befreundet waren. Martins Vater Caspar Schongauer hatte in Augsburg gelebt, war 1440 von dort nach Colmar übersiedelt, wo es nicht 90 Goldschmiede (wie in Straßburg) oder 80 (wie in Basel) gab, sondern fünf, sodass sich seine Hoffnung auf eine gesicherte berufliche Existenz erfüllten. Teile der mütterlichen Familie lebten weiter in Augsburg. Martin war der jüngste, vielleicht auch zweitjüngste von fünf Söhnen und der einzige, der zunächst nicht ins Handwerk ging. 1465 - da war er ins Ausbildungsalter

gekommen - schrieb er sich an der Universität Leipzig ein, mag sein, als Vorbereitung auf ein Priesteramt. Doch er blieb nur das Wintersemester. Dann wurden die Malerei und das Zeichnen seine Berufung.

Albrecht Dürer hat Martin Schongauer nie getroffen, den *hübsch martin* jedoch zu sehen *hochlich begert* - so ist es überliefert, oft schon erzählt. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre war Martin Schongauer an unterschiedlichen Orten mit größeren Arbeiten betraut, war auch im Kloster Söflingen bei Ulm. Er erwarb das Bürgerrecht, aber nicht in Colmar, seinem Heimatort, sondern in Breisach, »als Bürger zu Breisach« gab er seinem Bruder Paul in Basel eine Handlungsvollmacht. Breisach, nicht weit von Freiburg, ist der Ort, wo er mitten aus der Arbeit an einem »Jüngsten Gericht« gerissen wurde. Es war ein großes Projekt, ein Fresko auf drei Wänden mit den größten Gestalten, die es bis dahin in Europa gab. Inzwischen restauriert, löst es wieder Bewunderung aus. Martin Schongauer starb am 2. Februar 1491. In Breisach? In Colmar? Beide Städte werden genannt. Gut möglich, dass es doch Colmar war, der kalten Jahreszeit wegen, wenn in der feuchten Kirche in Breisach nicht gearbeitet werden konnte, nicht an einem Fresko, man also im eigenen, warmen Haus in Colmar blieb. Oder sollte er hinüber geritten sein, immer mal wieder, um sich zu überzeugen, dass in Breisach alles noch in gutem Zustand war? Colmar und Breisach, damals unter österreichischer Herrschaft, liegen nur 20 Kilometer auseinander, in heutigen Karten durch den Rhein getrennt. Früher sah das anders aus: Fünfundvierzig Meter hoch der Basaltfelsen mitten im Rhein, Alt-Breisach, ein gut zwei Kilometer großes Plateau mit einem Schloss darauf, bei Hochwasser wie eine Insel umflossen. Jenseits des Armes mit der mächtigeren Strömung lag die Stadt Breisach, in ihr das Münster St. Stephan, sein Arbeitsort. Zwischen Felsen und Ort gab es eine Brücke.

Erst Ende 1492 (oder sogar Anfang 1493) sollte Albrecht Dürer den Weg ins Elsass nehmen. Von Basel aus, vielleicht über Breisach, um das unvollendete Werk zu sehen? Zu dem Zeitpunkt konnte er nicht

mehr glauben, Martin Schongauer zu treffen. Dessen plötzlicher Tod ein Jahr zuvor, im Februar, wird sich wie ein Lauffeuer verbreitet haben. So wie später sein eigener, Dürers Tod. Von dem habe man - das schrieb Melanchthon - außerhalb Nürnbergs schneller erfahren als in der Stadt selbst. In seiner Gesellenzeit kann Albrecht Dürer jedoch einen anderen Schongauer kennengelernt haben, sollte er im ersten Jahr seiner Wanderung, Ende 1490, nach Augsburg gekommen sein. Dort lebte Martins älterer Bruder Ludwig. Auch er war ein Maler, ein gut bekannter, von Ulm hergekommen, wo er die Handwerkerwitwe Anna Stäbler geheiratet hatte. 1486, *am freytag vor palmarum*, wechselte er nach Augsburg, zahlte auch für drei Lehrlinge Steuern, hatte also eine größere Werkstatt. Ludwig Schongauer kann selbst mit dem Wenigen, was von seiner Arbeit erhalten ist, beeindrucken. Wenig ist ihm sicher zuzuordnen, das aber zeigt ihn als einen frühen Realisten.



Ludwigs ›Kreuzabnahme‹ belegt, wie er durch realistische Details historische Authentizität zu wecken versuchte, indem er Christus traditionell in einem Tuch vom Kreuz absenken lässt, aber nicht vergisst, die Nagelköpfe abkneifen zu lassen, um Hände und Füße zu befreien. Gleiches bei seinem ›Christus als Schmerzensmann‹, ein »Erbärmdebild«, byzantinischen Ursprungs, seit 1450/1460 im Elsass bekannt. Da zeigt er den nur mit einem Lententuch bekleideten Christus, die ›Dornenkrone‹ auf dem Haupt, sitzend auf dem bereit gelegten Kreuz, den Kopf in die rechte Hand gestützt, Ellenbogen auf dem Knie, die Augen niedergeschlagen: Der Gepeinigte - zu sehen inmitten von Männern, die mit den Vorarbeiten für seine Kreuzigung beschäftigt sind, im Vordergrund würfeln Schacher um seine Kleidung. Albrecht Dürer wird sich mit den Titelblättern seiner Kleinen und Großen Holzschnittpassion an diese Christusfigur anlehnen.

»Der zweite Maler der Familie muss noch entdeckt und deutlicher seinem Bruder Martin gegenüber, beziehungsweise vermutlich an seine Seite gestellt werden«, ³¹

urteilt ein Kenner der beiden Schongauers. Albrecht Dürers eigene Entwicklung zu einem ›Realisten‹, einem Künstler, der ›nach der Natur‹ arbeitet, kann bei Ludwig Schongauer, in Augsburg, ihren Anfang genommen haben.

Wann der Geselle Albrecht Dürer nach seiner Durchwanderung der deutschen Lande in Basel ankam, kann nur geschätzt werden. Sein Aufenthalt dort gilt als relativ sicher, wahrscheinlich irgendwann 1492. Er muss Arbeit gefunden haben. Die Vorgaben der Baseler Zünfte für die Beschäftigung fremder Gesellen erlaubten das: Die Fremden durften zwar nicht tageweise, aber mindestens eine Woche, einen Monat oder sogar ein ganzes Jahr beschäftigt werden. Albrecht Dürer kann länger geblieben sein. Ins Elsass, nach Straßburg und möglicherweise auch nach Colmar, ging er offenbar

³¹ der hübsch Martin, Albert Châtelet, S.429

von der Schweiz aus. Gerne wird angenommen, Albrecht Dürer habe bei Johannes Amerbach gearbeitet, einem Buchdrucker und Buchhändler in Basel, dem er durch seinen Paten Anton Koburger (auch Koburger) empfohlen worden sei. Doch zu viel spricht dagegen. Die langjährige Geschäftsbeziehung von Koburger und Amerbach ³² begann erst 1493 und bestand nur für ein einziges Projekt: Die Veröffentlichung einer Postille des Dominikaners Hugo de S.Charo, genannt St. Cher, die von Koburger herausgegeben und von Amerbach gedruckt werden sollte. Das Vorhaben zögerte sich bis 1502 hinaus. Im Voraus gab es einen Teildruck, später einen Neudruck. Die Mitteilungen, die beide Männer dazu austauschten, waren auf das Fachliche und Notwendige beschränkt. Dutzende von Briefen geben ein beredtes Bild von den Schwierigkeiten eines so anspruchsvollen Vorhabens, wie es offenbar für Koburger zu der Zeit schon typisch war: Da mussten Handschriften aus Bibliotheken und Klöstern ausgeliehen werden, oft aus mehreren, um ein vollständiges Exemplar zu bekommen. Abschriften waren zu machen, oft mehrfach. Sie erforderten ständige persönliche Kontrolle, bis sie den Ansprüchen von Verleger und Drucker genügten. Original und Abschrift waren zu vergleichen - und dann die Probleme mit dem Material! Das Papier oft nicht geeignet, zu schlecht - Amerbach sollte es zurückgeben, schreibt Koburger. Unsichere Verhältnisse - Hochwasser, der Schwabenkrieg - brachten Verzögerungen. Fuhrleute waren nicht zuverlässig, mehrmals kam eine Sendung mit stark durchnässten Fässern voller Bücher - Koburger bittet um bessere Verpackung. Persönliches findet sich da nur in Form einer Bitte von Amerbach an Koburger: Ihm mit einer Empfehlung für das Studium seiner zwei Söhne in Paris zu helfen. Koburger schaltete seinen dortigen Vertreter ein, der die beiden Amerbach-Söhne wie seine eigenen zu behandeln versprach.

Der Nürnberger Anthon Koburger war der eindeutig Weltläufigere von den beiden, auf vielen Messen ›zu Hause‹, nicht nur in Frankfurt, auch in Lyon und Paris. Und ein Mann mit Ehrgeiz. Er

³² Amerbachkorrespondenz, ab S. 36

baute sich ein Unternehmen auf, in dem - so heißt es - nach damaligen Maßstäben schon fabrikmäßig gearbeitet wurde. Er gab wertvolle Handschriften heraus, »zumeist starke Werke in größtem Folio, wie sie noch mit Ketten und Metallschlägen in den Bibliotheken stehen.«³³ Sein Unternehmen sei bald so groß geworden, dass bei ihm täglich mit 24 Pressen gedruckt wurde, er über 100 Gesellen, Setzer, Correctores - in der Regel Gelehrte - Drucker und Illuministen beschäftigte. Letztere wählte er aus dem Kreis der herausragenden Maler Nürnbergs aus und das waren die aus der Werkstatt Wolgemut. Was seinen Patenjungen Albrecht Dürer betrifft, kein Wort über ihn in seinen Briefen nach Basel. In dem 220 (!) Publikationen umfassenden Werkverzeichnis von Koburgers Produktionen ist Dürers »Apokalypsis cum figuris« von 1498 nicht erwähnt.³⁴ Dürer selbst nannte am Schluss seines Werkes nur Nürnberg als Druckort, ohne den Drucker anzugeben. Sein Pate Koburger, familiär auch aus dem Handwerkerstand, war auf jeden Fall bestrebt, gesellschaftlich aufzusteigen. Seine eigene Familie wurde größer als die von Albrecht und Barbara Dürer. Sieben Kinder aus erster Ehe und vierzehn oder fünfzehn aus zweiter Ehe soll er gehabt haben. Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete er die zwar verarmte, aber hochgestellte Margaretha Holzschuher und konnte dadurch in das Nürnberger Patriziat aufsteigen, »ratsfähig« werden, aufgenommen in die Liste derer, die im Rats-Haus zum Tanze aufwarten konnten. Ob die Patenschaft da jemals Gewicht bekam? Nicht jede Patenschaft wird mit Leben gefüllt.

Und Johannes Amerbach? Zu dem Zeitpunkt, als der Geselle Albrecht Dürer nach Basel kam, war er noch nicht der renommierte Inhaber einer angesehenen Firma. Die machte ihn erst später zu einem wohlhabenden Mann. Er sei im Besitz eines »zwar nicht großen, aber gut beschäftigten Offizin«³⁵ gewesen. Johann Amerbach

³³ Die Koberger, eine Buchdrucker-Familie, S.220, ebd. alle weiteren Informationen.

³⁴ ebd, Anhang

³⁵ Amerbachkorrespondenz, S. VII

war erst 1475 zu *basel in der kleine statt* (Kleinbasel auf dem rechten Rheinufer) ansässig geworden. Sein erster Druck war ein Almanach für 1478. Durch die Heirat mit einer wohlhabenden Witwe konnte er zehn Jahre später das Baseler Bürgerrecht kaufen. Seine Druckerei stand nicht im eigenen Haus, er betrieb sie mit zwei Partnern. Einer von ihnen war Jahre zuvor bei Koburger in Nürnberg gewesen. Wenn diese kleine Firma Gehilfen brauchte, dann wurden dort sicher unterschiedliche Fertigkeiten gebraucht, wie in Nürnberg. Albrecht Dürer wird damals Amerbach kennengelernt haben, da dieser und auch seine Partner aus dem Fränkischen stammten. Heimatkontakt in der Fremde, eine Anlaufadresse. Da kann es zu einer gelegentlichen Zuarbeit gekommen sein, denkbar ist auch, dass er zunächst im Haus aufgenommen wurde. Der einzige erhaltene, kurze Brief Dürers an Amerbach - von 1507 - lässt auf ein vertrauterer Verhältnis schließen. Da spricht Dürer ihn nicht nur mit dessen geläufigen Namen als *meister Hannsen* an, er nennt ihn auch meinen *lieben herren*. Er hatte offenbar ein Schriftstück geschickt, das er tiefstapelnd ein *einfaltig schreiben*, ein einfältiges Schreiben nennt, zu dem er aber offenbar ein Urteil erwartete.³⁶ Genaueres lässt sich daraus nicht ablesen. Dürer wünschte dann Amerbach und allen, denen er zugetan sei, vor allem Glück und Gesundheit. Besonders hervorgehoben wird, auch das zeigt eine größere Nähe, Amerbachs Frau:

Dem erberdenn weisen meister Hannsen puchtrucker in der

³⁶ Amerbachkorrespondenz, S. 334 [Dem ehrbaren weisen Meister Hanns, Buchdrucker in der kleinen Stadt zu Basel, meinem lieben Herren. Meinen willigen Dienst zuvor. Lieber Meister Hans, euer glücklicher Zustand ist mir eine besondere Freude, deshalb wünsche ich euch Glück und Gesundheit und allen, denen ihr wohl seid und insbesondere eurer ehrbaren Hausfrau, der ich aus ganzem Herzen Gutes wünsche, und ich bitte euch, dass ihr mir schreibt, was ihr jetzt macht, und verzeiht mir, dass ich euch mein einfältiges Schreiben zum Lesen gebe, von hier mit viel Gute-Nacht-Wünschen. Nürnberg, 1507/20. Oktober. Albrecht Dürer]

*kleinen stat zw Pasell, meinem lieben herren.
Mein willigen dinst zw vor. Lieber meister Hans, ewer glücklich
tzw stan ist mir ein sundre frewd, des halb ich ewch gluck und
heill gvn vnd allen den jr wölt wölt vnd sunderlich ewer erberen
wolt mir schreiben, was jr itz jez macht, vnd vertzeicht mir, dz ich
ewch mach lesen mein einfaltig schreiben, vnd hie mit vill guter
nacht. Tatum Nörnberg 1507/20 octobtis.*

Albrecht Dürer.

Ein Rückschluss auf eine feste Gesellenarbeit in der Amerbach-Druckerei lässt sich daraus nicht ziehen. Überzeugt von seiner Berufung zum Maler dürfte Albrecht Dürer seine Chance in der Oberstadt gesucht haben, auf dem linken Rheinufer, wo das große Haus der renommierten »Lukasgilde« - Zunft der Maler - stand. Nur dort konnte er Meister finden, die ihn die Malerei eines Konrad Witz lehren würden. Nur dieser Künstler, der zwischen 1431 und 1449 in Basel arbeitete und eine Malschule begründete, kann den ehrgeizigen Gesellen aus Nürnberg nach Basel gezogen haben. Der Ruf von Witz gründet darauf, dass er als einer der ersten Maler eine



reale Landschaft in ein religiöses Gemälde brachte: »La Pêche miraculeuse« (Der wunderbare Fischzug), 1444 für den Genfer Petrusaltar geschaffen, zeigt den Blick über den Genfer See. Im Mittelgrund kleine Gestalten, Bogenschützen, ein Reiter, im Hintergrund die Schneebedeckten Berge. Im Vordergrund steht Christus auf der Wasseroberfläche, vor ihm im See ein bis zum Oberkörper eingesunkener Mann. Im Boot seine Gefährten mit dem Netz voller Fische, unter dem sich im Wasser ihre Gestalten spiegeln. Dürer wird, dem vergleichbar, aber mit politischer Konnotation, einen See und eine Stadt auf dem gegenüberliegenden Ufer malen: Seinen Blick auf Innsbruck - Residenz und Verwaltungssitz der Habsburger Herrscher. Und auch bei seinem Christophorus, der durch das Wasser schreitet, Wellen auf der Oberfläche, den langen Stock in der Hand, kurz davor, den Fuß auf das jenseitige Ufer zu setzen, kann Konrad Witz Pate gestanden haben.

Konrad Witz mag Albrecht Dürer nach Basel gelockt haben, gehalten hat diese Stadt ihn nicht. Aus welchem Grund auch immer, möglicherweise, weil er dort keine berufliche Zukunft für sich gesehen hat. Also weiter, wieder nordwärts. Der Rhein wird ihn getragen haben zu den großen Domen Worms und Speyer. Und dann? Konnte, wollte Albrecht Dürer Frankfurt auslassen, die reiche Handelsstadt, deren Messe ihm und seiner Agnes in späteren Jahren die weite Reise von Nürnberg aus lohnend machte? Und Mainz, dritter der großen Dome in einem der größten, mächtigsten Bistümer in deutschen Landen? Das ›goldene Mainz‹, wo Johannes, Sohn des Patriziers Friele Gensfleisch zur Laden, Gutenberg genannt nach seinem Haus »zum Gutenberg«, darauf gekommen war, Buchstaben einzeln zu gießen, bewegliche Lettern, beliebig zusammensetzen. Und vor allem die künstlerische und politische Bedeutung dieser Stadt, die sich im Dom, den Kirchen, den reichen Bürgerhäusern spiegelte. Der mächtigste Mann war derzeit der Erzbischof und Kurfürst Berthold Graf von Henneberg, ein nicht nur geistlicher Herrscher über eine große Zahl von Bistümern, darunter Konstanz, Eichstätt, Speyer, Straßburg, Worms und

Würzburg. Auch Erzkanzler des Reiches, an der Spitze des Direktoriums auf den Reichstagen. Die Wahl Maximilians I soll er durchgesetzt haben. Hier kann man sich die letzte Stufe von Albrecht Dürers Reifung zum Mann vorstellen, zu einem modisch gekleideten Künstler. 1495 übernahm Albrecht von Brandenburg den Kurfürstensitz. Er wurde Albrecht Dürers *gnädiger Herr*, sein Förderer und ein Helfer in finanzieller Not. Er wird schon vorher oft in Mainz gewesen sein, dort den Jungen kennengelernt haben. Kann Albrecht Dürer aus Mainz nach Nürnberg zurückbeordert worden sein? Die Familie hat ihn zu finden gewusst. Ende 1493 wird der Brief gekommen sein, der ihn zurückrief.

... und bliebe vier jahr außen, biß daß mich mein vater widerfodert.

Zu Pfingsten 1494 war er zurück, in Nürnberg. Die Monate davor entstand sein erstes Selbstporträt:



Rabenschwarz der Hintergrund. Die Augen ernst, der Mund fest geschlossen. Das traurigste Porträt, das er von sich malte. Über seinen Kopf schrieb Albrecht Dürer: *My sach die gat /Als es oben shtat* (meine Sache geht, wie im/vom Himmel bestimmt). In der Hand hält er die Aster Atticus, ein Sternenkraut, wie im Vergleich mit alten botanischen Büchern inzwischen herausgefunden wurde. Auch die Pflanze also ein Hinweis auf das Walten übernatürlicher Mächte, denen er unterlag. Der junge Albrecht Dürer fügte sich in sein Schicksal:

Einem väterlichen Gebot widersprach man nicht.

Weggehen

»Gegangen bin ich nur, wenn es mir nicht mehr gefiel.« Sagt sich gut - viele Gelegenheiten gab es aber auch nicht. Zu seiner Zeit genauso wenig, wie Jahrhunderte früher, wenn man Migranten-Kind war, in Handwerkerkreise hineingeboren wurde wie auch Albrecht Dürer.

Der Vater, zweitjüngstes von sechs Kindern. Sein Vater war vor dem ersten Weltkrieg von Posen aus nach Deutschland gegangen, als jüngster Sohn einer Bauernfamilie, das Erbe blieb stets dem Ältesten vorbehalten. Im ›Ruhrpott‹ heiratete er eine Landsmännin, schon dort geboren. Das erste Kind, die einzige Tochter, lernte noch Polnisch. Die fünf Jungen nicht mehr. Man assimilierte sich schnell damals. Die polnische Kolonie war groß, der Kohleabbau brauchte sie alle. Die Schule, Katholiken und Protestanten, Jungen und Mädchen lernten getrennt. Die Lehrer hielten dem Vater den größeren Bruder als gutes Beispiel vor. Maßanzüge sollten irgendwann beide tragen, der jüngere etwas später. Schulmäßiges

Lernen war nicht sein Ding, mit der Rechtschreibung würde es hapern, sein Leben lang. Für die Berufsausbildung war das offenbar kein Problem, die Lehre zum Elektro-Mechaniker machte ihn lebensklug. Eine seiner wenigen Erinnerungen, die er erzählte: Als ich einmal fertig war mit der Arbeit, fragte der Chef,

»Willst' ein Trinkgeld? - Nicht nötig! - Da hat er's in die Kasse zurückgelegt. Das ist mir nie wieder passiert!«

Man wurde zu Bescheidenheit erzogen, lernte Rücksicht nehmen - acht Personen in zwei Räumen plus Wohnküche - das Waschbecken im Flur, fließend Wasser, kalt. Das war Luxus, wie das ganze Haus für drei Familien, jede eine eigene Etage, Stall und Garten am Haus, im Keller die Kohlen und das Eingemachte. Oft schliefen Freunde in der Nische unterm Kohleherd in der Küche. Und nach der Lehre? Offenbar eine erste Freundin, ein Foto ist geblieben. Die Familie hätte sie gerne aufgenommen. Doch da war ein Freund, der einzige und beste, keine fünfzig Meter die Straße runter wohnte dieser Freund im eigenen Haus der Eltern, ›gehobenes‹ Milieu. Dort war er lieber als zu Hause. Der Hang zu ›Höherem‹ war wohl schon zu Hause geweckt worden: Die Mutter hatte ihn in die Ehe mitgebracht. Sie war Dienstmädchen in einem vornehmen Haushalt gewesen, die kleine, spitzenverzierte Servier-Schürze ging auf die Enkelin über, sorgsam gehütet, gebügelt und gefaltet, wie damals. Die Großmutter, auch polnischen Ursprungs, eine kirchentreue Katholikin - der Junge wurde Messknabe - hatte die Zügel straff in der Hand in ihrem Haushalt, der immer der eines Bergmannes blieb, der für seine Jungen - nicht für das Mädchen - eine bessere Zukunft wollte. Dass ihm das gelang, bescherte ihm einen zufriedenen Lebensabend. Er sah gut aus, feine Gesichtszüge, die weißen Haare schnurgerade gescheitelt. Solange ›Mama‹ lebte, kamen alle ›Kinder‹, Ehefrauen eingeschlossen, am Sonntag zu Kaffee und Cremetorte. Dann thronte sie, eine kräftige gutgewachsene Frau, ihre bis zuletzt dichten Haare am Oberkopf aufgesteckt, neben ihrem kleinen, rundlich gewordenen Mann, die Haare dünner geworden, aber der Scheitel war geblieben. Nach der

Kuchenschlacht im Wohnzimmer besetzten die Männer den Küchentisch, Skat-Kloppen, bis spät in den Abend, wenn der Zigarettenrauch so dicht wurde, dass es die Ehefrauen alarmierte: »Schluss jetzt, es geht nach Hause.« Der Zweitjüngste war selten dabei, ab und zu begleitete er seine Tochter in die alte Heimat. Dann war das »Hallo« groß. Seine Frau wurde mit seinen Eltern und Geschwistern nie warm. So blieb der Vater im Norden, kam immer seltener. Die Religion? Sie sei für sie beide kein Problem gewesen, sagte er später einmal. Als sich Nachwuchs ansagte, war es für die katholische Schwiegermutter keine Frage :

»Kinder müssen die Religion der Mutter haben, sie erzieht sie.«

Die jungen Eltern blieben ihren Kirchen treu, als zahlende Mitglieder. Die Gottesdiensten fielen aus, bei ihm des Sports wegen, der nur sonntags stattfinden konnte, bei ihr, weil die Kinder und der Sonntagsbraten die ganze Aufmerksamkeit brauchten. Oft musste der Braten warm gehalten werden, dann trübte sich die Laune, weil er so spät kam. »Mann« hatte doch nach dem Spiel noch zusammensitzen müssen. Noch als Neunzigjährigen hörte seine Tochter ihn sagen:

»So eine schöne Frau.«

Das sagte er mit dieser leichten Verwunderung in der Stimme, dass sie, eine aus dem gehobenen Bürgertum, Tochter eines Einzelwarenhändlers, sich für ihn entschieden hatte. Als er sich selbst beigebracht hatte, mit dem Computer umzugehen, druckte er ihr Foto groß aus und hängte es an die Wand über dem Bildschirm. Sie hatte Lehrerin werden wollen, durfte aber nur den Realschulabschluss machen. Doch auch das ließ sie selbstbewusst werden. Ihr Mann war einer, der die Frauen-Herzen, auch ihres, höher schlagen ließ. Das älteste Foto zeigt ihn blutjung in der dunklen Uniform der Marine, ein flotter Typ.



Da war bei ihm wohl eine Sehnsucht gewesen, hin zum großen Wasser, weg vom heimischen Kanal, wo die Besatzungen der Lastkähne zu den Teereimern griffen, wenn sie die badenden Jungen aus der Verbotszone vertreiben wollten. Er muss sich freiwillig gemeldet haben, nicht ahnend, wie schnell ein Kriegsdienst daraus werden sollte.

»Ich war auch in der Hitlerjugend.«

Deutlich war der Trotz in der Stimme, als er das sagte, viel, viel später, die Studentin-Tochter, Studienbeginn 1968, war mit den ersten Lektionen in Geschichtsaufarbeitung nach Hause gekommen. Also die Marine, Militärdienst, Spaß nicht ausgeschlossen. Als er die Tochter einmal beim Kuchenbacken sah, wie sie vom Teig naschte, verriet er:

»Wenn wir zum Teigrühren eingesetzt waren, mussten wir bei der Arbeit die ganze Zeit pfeifen. Da sind wir dann immer zu zweit hingegangen, einer hat gerührt, der andere gepfiffen.«

Wieder so eine Anekdote. Er blieb der immer zum Scherzen aufgelegte ›Kumpel‹. Widerstand lag nicht in der Familie. Für seine Eltern galt es Fuß zu fassen, ›anzukommen‹, durchzukommen. Die

Familie hatte Glück, alle überstanden den Krieg. Sein Schiff, ein Kreuzer, war zum Aufbringen von Handelsschiffen eingesetzt. Als es im Heimathafen unter den Bomben auf Grund sackte, war er bei seiner Frau, Freiwache. Die Vertretung an Bord konnte sich retten. Damit rückte er erst raus, als die Tochter das Album im Schrank entdeckt hatte. Das Hitlerfoto vorne im Band war zugeklebt. Der große Rest: Kriegsprosa, Sonnenschein und markige Sprüche. Bilder wie im Frieden: Viel Meer, große Weite, der ›Feind‹ nur selten sichtbar, einmal ein Versorgungsschiff. Da gab es Eier satt für alle, die Kartons schwammen auf dem Wasser, auch viele Menschen, ›die Mannschaft‹, sagte er, wurde an Bord genommen. Ein »High-Light« mitten im Krieg: Die »Linientaufe«. Die Überquerung der Äquatorlinie wurde groß gefeiert. Alles an Deck! Die Kommandantentaufe: Eine Flasche Sekt, über den Kopf gegossen von ›Neptun‹, der hatte einen Bart bis zu den Knien, seine ›Thetis‹ eine lange, blonde Perücke, beide hatten Kronen auf den Köpfen, ein zahlreiches Gefolge. Man hatte Aufwand getrieben. Die Parole hieß:

»HART ABER UNGERECHT«



»althergebrachte Mannestumsproben«.

Darum für die Mannschaft, die «Dreckspatzen der Nördlichen Halbkugel», Pillen aus Stiefelfett, Paprika, Pfeffer, Essigessenz und Maschinenöl und eine Prügeltour durch den Windsack, drei Atmosphären Wasserdruck am Ende beim Auftauchen des Kopfes.

Hatte er an ein Weggehen, Weglaufen gedacht? Die Männer ohne Schiff, auch er, wurden eingesetzt, den über die Elbe vorrückenden Engländern in den Rücken zu fallen. Das Himmelfahrtskommando blieb ihm erspart, schnelle Gefangennahme, ein halbes Jahr Dienst auf einem Bauernhof, jeden Tag habe der Bauer einen Liter Milch für jeden ausgegeben. Als er zu Hause auftauchte, war alles anders.

»Bei uns, oben im 3. Stock, stand nur noch eine Mauer, in der Zimmerecke war das Klavier hängengeblieben.«

Das neue Zuhause: Ein einziges Zimmer. Doch die Mutter behielt den Stolz auf das Gewesene, das Herkommen. Auch ihre Eltern hatten überlebt, ihr Vater nach einem Schlaganfall, schon im Krieg. Und da war nun auch sein Erstgeborener. Wohnraum in der total zerstörten Stadt? Das Paar mit Kind lebte zur Untermiete, zwangseingewiesen, in einem Raum mit Schlafnische. Das blieb so, bis das zweite Kind, die Tochter, fünf Jahre alt wurde. Erst dann wurde ein Zimmer in der Wohnung frei, brachte aber keine Befreiung. Der Vater zog ein, musste um Erlaubnis bitten, wenn er das andere Zimmer betreten wollte. Die Kinder waren zu klein um zu begreifen.

Eng auch noch die Zweizimmerwohnung mit Küche und Etagen Klo, weit weg von Park und gewohnter Umgebung, von den Nachbarkindern. Die Tochter, dritte Klasse Grundschule, ihr Bett stand im elterlichen Schlafzimmer, das wieder ein gemeinsames war. Das Wort Scheidung kam im Wortschatz der Eltern nicht vor, ein zehn Jahre jüngerer Halbbruder, vom Vater nie erwähnt, den Namen gab er bis zuletzt nicht preis. Die ›Goldene Hochzeit‹ - darauf bestand die Mutter - wurde mit dem Datum der ersten

Eheschließung gefeiert, da gab es schon die ›große‹ Wohnung mit Bad, ein Zimmer für den Jungen, das ›halbe‹ für das Mädchen. Seine Tochter auf das Gymnasium?

»Nein, das will ich nicht, dann wirst Du Dich der Familie entfremden.«

So sollte es kommen, doch die Studentin mit Berufsausbildung, Grundstudium und einem Auslandssemester kehrte zurück in die Heimatstadt, zu den Eltern, zog in das alte Mädchenzimmer. Der Familie fremd wurde der Bruder mit der Handwerker Ausbildung und einem der Abendschule abgetrotzten Zeugnis der Realschule, ein ›Spätentwickler‹. Sie eine, deren ›gerader‹ Weg mit Stolz gesehen wurde, mit Lob bedacht, auch von den Freunden der Eltern - die erste Saat für eine stetig wachsende Spannung zwischen den Geschwistern. Zu Hause: ›Heile-Familie‹ spielen. Es war den Eltern in die Wiege gelegt, ihnen ins Blut gegangen, wurde an die Kinder weitergegeben. Sorgen und Ängste wurden unterdrückt, selten angedeutet.

»Wenn Du wüsstest, wie oft Vati hässlich über Dich redet.«

War das der Freundin wegen, der vermuteten, sexuellen Beziehung, die nie hinterfragt wurde? Nicht als es sie gab, nicht, als sie längst beendet war. Die Freundin, die eine beste Freundin blieb, musste akzeptieren, dass die, an der ihr so viel lag, nicht gegen ihre innere Stimme leben konnte: Für sie gehören Mann und Frau zusammen, sexuell und in einer Beziehung, ob Ehe oder anders. Hatte der Vater stillschweigend akzeptiert? Er lachte gerne mit beiden, denen er half, wo er nur konnte, sich selbst immer wieder das Wissen zusammenholend, das er dafür brauchte. Seine Tochter hat er später oft seinen »besten Lehrling« genannt. Erst als er sich für die neue, digitale Zeit Bücher und Laptop kaufte, konnte sie zurückgeben, weil er nun ihren Rat brauchte. Die Politik, alles Heikle, blieb weiter ausgeschlossen. Bis an sein Lebensende verriet er nicht, wo er sein Kreuz bei den Wahlen machte. In Diskussionen fühlte er sich

schnell unterlegen. Gefühle machten ihn wehrlos, aber er konnte kämpfen, wenn es um sie, um seine Frau, ging.

»Hast Du Dich entschieden?«

Schweigen auf dem Spaziergang am See, endlich ihre Antwort:

»Nun sind wir schon so lange zusammen.«

Und dann war er es, der auf einmal weg war. Ein Anruf aus dem Pflegeheim: Ihr Vater will ins Krankenhaus. Von dort vier Tage später die Nachricht: »Ihr Vater ist heute in der Nacht verstorben.«

Jch mein, jch habs verloren

Nein, nicht Gut oder Geld waren gemeint, obwohl Albrecht Dürer bittere Erfahrungen gemacht hatte:

Hab awch grossen schaden erlitten, daz jch ferporgt hab, dor für mir nüt ist worden. Des gleichen mit knechten, dy nit rechnung thetten. Awch mir einer zw Rom gestorben mit verlustigung meins gut.³⁷

Dieses klagte er als Sohn und Ehemann, in einem Brief aus dem fernen Italien. Das war 1506, bei seinem zweiten Aufenthalt in Venedig, der so viel länger werden sollte als der erste. Das

³⁷ *Gedenkbuch, Rupprich I, S. 36* [Habe auch großen Schaden erlitten, dass ich Geld verliehen habe, aber nichts davon gehabt - wiederbekommen - habe, auch mit Gehilfen, die die Rechnung nicht beglichen. Auch ist mir ein Agent in Rom gestorben, mit Verlust der Ware.]

Schreiben - für Willibald Pirckheimer bestimmt, ihm mitzuteilen, wie es um dessen Auftrag stand, Ringe und wertvolle Steine (Smaragd, Rubin und Diamant) zu beschaffen. Es nahm überraschend eine persönliche Wendung. Sich verabschiedend schreibt Dürer: Ich empfehle Euch meine Mutter und fügt hinzu:

*Mich nymt daz grost wunder, daz sy mir so lang nit schreibt;
awch von meinem weib. Ich mein, ich habs verloren.*

Auch von seinem Weib, seiner Agnes, keine Nachricht: Als hätt' er sie verloren.

Als hätt' - hat aber nicht und sollte sie auch nie verlieren!

Die *durerin* starb 1539, elf Jahre nach ihrem Mann Albrecht, der - die Ehe war wohl wenig mehr als ein Jahr alt - nach Venedig ging, sie allein zurücklassend ein ganzes Jahr lang. Wo sie zurücklassend? Doch wohl bei seinen Eltern. Die noch nicht lange zurückliegende Rückkehr nach der Gesellenzeit, die sofort anschließende Heirat - da wird das junge Paar in seinem Elternhaus untergekommen sein. War der väterliche Befehl gekommen, weil die beiden älteren Brüder nicht mehr lebten? Dann wäre es an ihm gewesen, den Familienstamm fortzusetzen. Seiner Abschrift der Liste der Geburten, erst 1524 vorgenommen, fügte Dürer damals etwas Wichtiges hinzu:

*Nun seind diese meine geschwistrigt, meines lieben vatters kinder,
alle gestorben, etliche in der jugend, die andern, so sie erwachsen.
Allein leben wir drej brüder noch, so lang gott will, nemblich jch,
Albrecht, und mein bruder Endres, deßgleichen mein bruder
Hanns, der 3te deß nahmens, meines vaters kinder.³⁸*

Danach lässt sich ausrechnen, dass gut dreißig Jahre früher - Mitte der 90iger Jahre, als Dürer nach Venedig aufbrach - die ältesten

³⁸ *Familienchronik*, Ruppricht I, S. 30

Brüder tatsächlich bereits gestorben waren, sie kaum älter als zwanzig Jahre wurden. Die Mädchen - Barbara, die Erstgeborene, und die Nachfolgenden starben ebenfalls zum Teil früh - das zeigt die Chronik. Einige mögen verheiratet worden sein - sie waren für den Familienstamm nicht von Bedeutung. Von den weiteren Jungen - Hanns, Peter und Endres (1484), lebte letzterer so lange, dass er Albrecht beerbte. Hanns aber nicht, denn zwölf Jahre später - das war noch die Zeit, als Albrecht gerade als Geselle fortging - wurde der Name wieder vergeben. Er erhielt schon vom Vater den Zusatz, den auch sein Sohn beibehielt: Er wurde der Dritte dieses Namens. Der nach ihm geborene Sebald (1486) und auch Carl (1492) sowie die letzte Tochter Christina können bei Dürers Weggang nach Venedig noch gelebt haben. Dann wären alles in allem sechs oder sieben kleine Kinder zu versorgen gewesen und natürlich der Vater und die Gehilfen.

Barbara Dürer mag die Hand einer jungen Schwiegertochter gut gebraucht haben. Doch gerätselt wird, warum Sohn und Ehemann, der Künstler Albrecht Dürer, fortging, so kurz nach der Hochzeit. Ging er als ein ›Getriebener‹?

»getrieben von dem Wunsch, Italien als das Eldorado einer neuen Kunst zu erleben... In Nürnberg selbst war im September 1494 die Pest ausgebrochen. Dürer verließ die Stadt; ohne Agnes - was in der Biografie zahlreiche Spekulationen über das kühle Verhältnis schon unter den Frischvermählten auslöste. Dürer hätte auf der Flucht vor der Seuche nicht gleich die Alpen überqueren müssen, aber er benutzte den Anlass, um ins Land seiner künstlerischen Sehnsüchte aufzubrechen.«³⁹

Soll also der *welschen*, der in der Heimat erst bei wenigen Kennern angekommenen neuen Kunst Italiens zuliebe, schnöde die Frau, die Eltern, die Geschwister, der Seuche, dem drohenden Tod überlassen haben? Wo man doch von ihm sagt:

³⁹ Wolf, In: Dürer, S. 53

»So fühlen wir noch heute: er hat ein treues und warmes Herz besessen und ist ein guter Mensch gewesen.«⁴⁰

Expertenwissen in Charakterkunde, wo anderes näher liegt: Dass der junge Albrecht Dürer, als er zurückkam, es schwer hatte in Nürnberg, es an Aufträgen fehlte. Mit dem am Oberrhein, in Basel, in Straßburg oder wo auch immer Gelernten sollte er den Unterhalt für sich und seine Frau verdienen, wo doch in Nürnberg ein Wolgemut, sein alter Meister, immer noch Maßstab war. Und selbst ein Veit Stoß, der, von Krakau kommend, sich »ein unschicklich teures Haus für achthundert Gulden«⁴¹ kaufen konnte, vom Nürnberger Rat deshalb als ein »geschreyig« Mann betrachtet wurde, behauptete seinen Platz. Der ›Engelsgruß‹ dieses Veit Stoß, aus Lindenholz geschnitzt, gefasst und bemalt, wurde von Anton II Tucher für die Hauptkirche St. Lorenz gestiftet. Dürer wurde um ein Gutachten über den Kunstwert des Werkes gebeten, das die Zeiten überdauerte, im ›Kunstbunker‹ den Zweiten Weltkrieg überlebte. Veit Stoß starb in Nürnberg als ein reicher Mann, trotz Urkundenfälschung, Gefängnis, Flucht. Und Dürer? Erst Jahre später (1512), da war er lange schon vom zweiten Venedig-Aufenthalt zurück, hatte ›seine‹ Stadt einen ersten Auftrag für ihn, die »Kaiserbilder« neu zu malen. Maximilian und Sigismund, die Herrscher über das Heilige Römische Reich, wurden nur einmal im Jahr öffentlich ausgestellt, zu Ostern. Ihre Bildnisse mussten neu gemalt werden. So blieb diese Arbeit Dürers die meiste Zeit in einem Schrank in der »Heiltumskammer«. Jahre später wurden die Gemälde in die städtische Kunstsammlung übernommen, waren aber im Rathaus nur für ausgesuchte Gäste zu sehen.

Die Nürnberger waren nicht gerade kunstversessen. Die reichen Patrizierfamilien ließen sich aus Venedig, der Partner-Handelsstadt, vor allem köstliche Geschmeide und teure Gläser bringen oder auch

⁴⁰ Rupprich I, Einleitung, S.8

⁴¹ Baxendall, S. 206

Teppiche, wie Willibald Pirckheimer. Auch er hatte für Albrecht Dürer - obwohl doch sein bester Freund genannt - nur ein, zwei kleine Aufträge, darunter das viel abgedruckte Medaillen-Porträt, in Kupfer gestochen. Lohnende Aufträge für einen Maler waren Stiftungsbilder für die Kirchen und Porträts der reichen Bürger und Bürgerinnen für die Ahnengalerie. Dass es die für ihn kaum gab, ausgenommen ein Bildnis der Elsbeth Tucher und das Pendant dazu (verschollen) ihre Ehemannes. Das vor allem wird Albrecht Dürer fortgetrieben haben. Venedig hatte sich erst wenige Jahre zuvor den Ruf erworben, die ›Hauptstadt‹ des Buchdrucks zu sein. Dort konnte er sich alles holen, was er brauchte, um in diesem jungen, gefragten Medium ein Meister zu werden. Das Ergebnis ließ sich sehen: Seine erste eigene Produktion: Die *Apocalypsis con figuris*, die *Offenbarung des Johannes*. Eine kolorierte Ausgabe, mit dem Bibeltext und sechzehn in Holz geschnittenen Bildern. Die Bibliotheca des Museo Correr in Venedig zeigt eine kolorierte Ausgabe aus ihrem Besitz.

Mit der *Apocalypsis* erwarb Albrecht Dürer sich den Ruf eines herausragenden Künstlers, doch das dauerte etwas. Mehr als seine Holzschnitte waren zunächst offenbar seine Kupferstiche gefragt.⁴² Daher dürfte sein erstes Buch finanziell zunächst nicht den Erwartungen entsprochen haben. Erst vier Jahre nach der ersten Ausgabe wurde eine neue in Straßburg gedruckt. Die finanzielle Lage des Paares kann sich daher nicht entscheidend gebessert haben. Für die Einzelblätter mussten Kunden auf Märkten und Messen gesucht werden. Dürer bekannte selbst, er habe nie den Gewinn aus seiner Arbeit gehabt, den er sich wünschte,

*wan nie hab jch fall gehabt zw grosser gewingen*⁴³.

So wird er noch spät in seinem Leben klagen. Deshalb ging er ein zweites Mal fort. Nun aber lockte Venedig als Eldorado einer Kunst,

⁴² Grebe zur Rezeption des Frühwerks, S. 180

⁴³ *Gedenkbuch*, Rupprich I, S. 36

die als »Renaissance« Geschichte schreiben sollte. Sie trieb den da schon über Dreißigjähren noch einmal nach Italien. Dafür musste er Schulden machen, anders als das erste Mal. Fremdes Geld war zuvor nicht nötig gewesen. Zweihundert Gulden hatte Agnes' Vater Hanns Frej̃ zur Eheschließung gegeben. So war die junge Ehefrau tatsächlich das, »was man heutzutage eine glänzende Partie nennen würde«⁴⁴. Dürer stand - so sagte er selbst - in *innigem Einvernehmen* mit seinem Schwiegervater und auch mit seiner Schwiegermutter. Sie nannte er *mein liebe schwiger die Hanns Frej̃in* und von ihm notierte er,

*Hanns Frej̃, mein lieber schwehr, der bej sechs jahren kranckh was, und der auch in der welt gleich unmöglich widerwertigkeit erdultet hat,...*⁴⁵

Dieser Hanns Frej̃, *Honig- und Nußmesser*, auch *Hauswirt* und Mitglied des großen Rats der Stadt⁴⁶, zeigte sich seiner Tochter Agnes, verheiratete Dürer, gegenüber immer wieder großzügig. Nicht nur durch das »Ehegeld«, das er mit Albrecht Dürer d.Ä. vereinbart hatte. Er half Agnes in den Jahren darauf immer wieder *jnn crafft der Vorschickung* aus, d.h. mit Vorauszahlungen, die auf das Erbe angerechnet wurden. Das war nicht wenig, denn als der Vater starb und Agnes mit ihrer jüngeren Schwester Katharina die Hinterlassenschaft aufteilte, da erhielt *die durerin* nur noch 370 Gulden von ursprünglich 1117 Gulden.⁴⁷ Seine Agnes, seine *housefrau*, sie war ihrem Mann eine finanzielle Stütze. Dass er es für sein Weiterkommen als Künstler nutzte, sie hat es mitgetragen. Über ein von Anfang an »kühles Verhältnis« der beiden findet sich in den Quellen kein Wort. Was dagegen unübersehbar ist, fassungslos macht: Eine soziale Überheblichkeit von Kunst- und Dürer»Experten«, an der Spitze Erwin Panofsky, der Agnes für

⁴⁴ Thausing I, S.142

⁴⁵ *Familienchronik*, Rupprich I, S. 131

⁴⁶ ebd. S.34

⁴⁷ Thausing I, S. 139

dumm erklärt, zu ungebildet, um zu begreifen. Sie

»meinte, daß der Mann, den sie geheiratet hatte, ein Maler in dem spätmittelalterlichen Sinne wäre, nämlich ein rechtschaffener Handwerker, der Bilder macht, wie der Schneider Mäntel und Anzüge; aber zu ihrem Unglück entdeckte ihr Mann, daß Kunst zugleich eine göttliche Gabe war und ein geistiges Vollbringen, das humanistisches Wissen, Kenntnis der Mathematik und die allgemeinen Errungenschaften einer höheren Kultur verlangte. Dürer wuchs einfach über die Verstandeskräfte und den sozialen Gesichtskreis seiner Frau hinaus, und keinem von beiden ist zu verübeln, daß sie sich dabei unbehaglich fühlten.«⁴⁸

Die Quellen sagen es anders: Agnes, ein Leben lang die Frau an seiner Seite, seine *hausfrau*, eine Ehrenanrede in Dürers Briefen, in denen seiner Freunde!

Gries mir in sunderheit eur hausfrauen.

Von sich sprach Dürer selbst öfter und ganz und gar nicht abwertend als *hausman*. Was für eine Geringschätzung seiner Frau durch einen Kunsthistoriker, der sich ein Leben lang Dürers Werk widmete, aber alles in dessen Texten überging, was für sie spricht. Offenbar von der üblen Nachrede überzeugt, von der er wusste, dass die auf Willibald Pirckheimer zurückzuführen ist, legte Panofsky alles zum Nachteil von Agnes aus. Die beiden hätten offenbar nicht mehr als zwanzig Mal gemeinsam zum Essen bei Tische gegessen, entnahm er dem ›Bericht über die ›Reise in die Niederlande‹. Was damals üblich war! Männer und Frauen aßen getrennt. Panofsky bewertete es als einen Mangel an ehelicher Zuneigung.⁴⁹

Die Niederländische Reise, sie war nicht als Männertour geplant,

⁴⁸ Panofsky, S. 8

⁴⁹ ebd. S.8

Sie diene auch nicht nur dem Zweck, von dem Nachfolger Maximilians, Karl V, das kaiserliche »Privileg«, die jährliche Zahlung von einhundert Gulden bis an Dürers Lebensende, wieder zugesprochen zu bekommen. Nein, diese Niederländische Reise sollte und musste vor allem ein Verkaufserfolg werden. Darum der lange Aufenthalt. Dafür schleppte Albrecht Dürer große Ballen seiner Produktion mit, erbat sich den Freischein für die Zollstellen des Bistums Bamberg, betonte an jeder Zollschranke, das sei keine gewöhnliche Ware, womit er meistens durchkam. In Nürnberg können seine Werke nicht genug nachgefragt worden sein, so dass er nicht nur dringend auf die jährliche Auszahlung der einhundert Gulden aus der Stadtkasse angewiesen war, sondern auch auf Käufer. Dürer war in Nöten, *do jch nottig pin gewest*, wird er später in einem Brief an Georg Spalatin, den Vertrauten und Ratgeber des sächsischen Kurfürsten Friedrich der Weise, schreiben. Es waren finanzielle Nöte. Ein halbes Jahr vor seiner Abreise in die Niederlande, im Januar/Februar 1520, erklärte er dazu:

Aber dÿ hunder gulden, mein leben lang alle jor fon der stattstewer awff zw heben, dy ich dan jerlichs pey k[eiserlicher] m[ajeste]t leben hab awff gehebt, der wöllen mir mein heren jtz nit reichen. Mus also in meinen elteren tagen manglen vnd mein lange tzeit, müe vnd erbbet an k[eiserlicher] m[ajeste]t ver loren haben.⁵⁰

Im Januar 1519 war Kaiser Maximilian gestorben. Schon für das Jahr behielt der Nürnberger Rat das Geld ein. Dass er im Alter Mangel leiden müsse, darüber machte Dürer sich Sorgen. Er war

⁵⁰ Rupprich I, S. 86,87 [Aber die hundert Gulden, mein Leben lang alle Jahre von der Stadtsteuer abzuheben, die ich dann jährlich während der Lebenszeit seiner Kaiserlichen Majestät abgehoben habe, die wollen mir meine Herren jetzt nicht geben. Muss also in meinen alten Tagen Mangel leiden und meine lange Zeit, die Mühe und Arbeit für seine Kaiserliche Majestät, verloren geben.] [Denn wenn mir die Sicht und die Freiheit der Hand abgeht, würde meine Sache nicht gut stehen. Das habe ich Euch, meinem vertrauten, mir günstigen Herren nicht vorenthalten wollen.]

neunundvierzig Jahre alt.

Dan so mir ab get am gesicht vnd freizeit der hant, würd mein sach nit wolsten. Das hab jch ewch als meinen vertrauten günstigen heren nit ferhalten wollen.⁵¹

Seine Augen, die Hände! Wenn Sehkraft und Handführung schwächelten, würde es schlecht werden mit dem Malen. Dass der Alterungsprozess bei ihm schon eingesetzt hatte, belegen zwei Ausgaben auf der Reise: Nach einer Fahrt nach Aachen (zur Krönung Kaiser Karls V) und noch einmal nach Jülich notierte er:

Ich hab 4 Stüber um 2 Augengläser geben.⁵²

Dass die Drei - Albrecht, Agnes und Susanna - diese Reise dennoch relativ unbeschwert antreten konnten, lag daran, dass einer seiner größten Gönner ihm auf die Beine geholfen hatte: Der Kurfürst Albrecht von Brandenburg. Dürer hatte ihn »in Kupfer gestochen« und ihm 200 Abdrucke von dem »Der kleine Kardinal« genannten Blatt nach Mainz geschickt. Der Beschenkte revanchierte sich aufs Großzügigste: Er schickte 200 Goldflorentin und 20 Ellen Damast für einen Rock. Da Albrecht Dürer dann in den Niederlanden als Zeichner sehr produktiv werden konnte und auch das kaiserliche Privileg zurück gewann, änderte sich seine Lage zum Guten, war er langfristig seiner Sorgen enthoben.

Der finanzielle Erfolg der Reise sollte jedoch nicht darüber hinwegsehen lassen, womit er erkaufte wurde. Die drei Reisenden mussten als Mieter in einem Wirtshaus in sehr engen Verhältnissen zurecht kommen. Wie hätte der Künstler in dem Jahr, vom Sommer 1520 bis zum Sommer 1521 dauerte, damals der Aufenthalt, ohne die Frauen

⁵¹ ebd. [Denn wenn mir die Augen und die Beweglichkeit der Hand weniger werden, würde es für meine Sache nicht gut stehen. Das habe ich Euch als meinem mir günstigen Herrn nicht vorenthalten wollen.]

⁵² Lange/Fehse S. 134

zurecht kommen sollen? In Antwerpen, wo die Drei ihr Standbein hatten, richteten Agnes und Susanna ihren provisorischen Haushalt ein, in zwei kleinen Kammern, wo sie auch schliefen. Nur die Gaststube unten im Wirtshaus wird geheizt gewesen sein. Dort aß Dürer mit dem Wirt, wenn er nicht außerhalb war. Für die Frauen gab es die *obere Küche* im Wirtshaus, wo die Dürerin und Susanna kochten. Dürer verzeichnete die Ausgaben dafür, für Essen, Trinken und *allerley notturfft*, was nicht nur den *schüsselnapf* meinte, sondern alles, was nötig war, wenn man auf offenem Feuer kochte: Dafür der *plafpalch*, der Blasebalg:

*Mein weib hat geben für ein waschschaff, für ein plafpalch und für ein schüsselnapf, mein weib vor pantöffel und für holz, zu kochen, und kniehosen, auch für ein sittichhaus und für zween krüg und zu trinckgeldt: 4gulden reijnisch.*⁵³

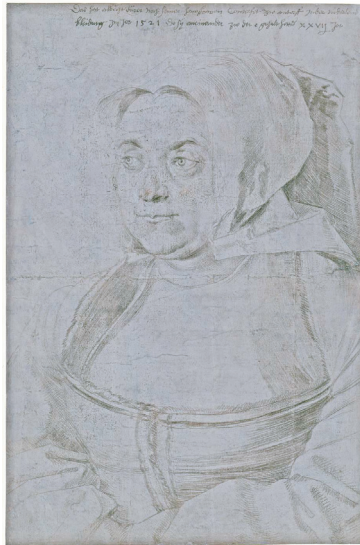
Alles musste selbst gemacht, besorgt werden für den täglichen Bedarf. Kein Kühlschrank, keine Waschmaschine. Die Kleider waren von Hand auszuklopfen, zu befreien vom Staub und dem Dreck der Straßen. Abgewetztes musste ersetzt werden. Die Geschenke, die eintrafen - Stoffe für die Eheleute und Susanna, die von Alfred und Agnes einen *höcken*, den wärmenden Winterstoff, erhielt - mussten zum Nähen gebracht werden. Auch den Kürschner hat Dürer beschäftigt. Ein Jahr lang die tägliche Mühe, geleistet in der Fremde! Doch auch Agnes schloss ihre Kontakte, sie wurde Patin des Kindes der Wirtstochter. Es gibt eine Zeichnung von Mutter und Kind, die als ein Marienbild interpretiert wird. Doch das Neugeborene ist ganz und gar eingewickelt - für den Jesusknaben undenkbar. Es muss die Wirtstochter mit ihrem Baby sein, zumal die Zeichnung 1520 entstand. In den Niederlanden kann das Wickeln üblich gewesen sein, wie in der früheren Kolonie

⁵³ *Tagebuch der ...*, Rupprich I, S. 156 [Meine Frau hat für ein Waschbrett, einen Blasebalg und eine Schüssel, für Pantoffel und für Holz zum Kochen und für Kniehosen und für ein Wellensittich-Häuschen und für zwei Krüge und für Trinkgeld 4 Rheinische Gulden gegeben.]

Indonesien, wo noch im 20. Jahrhundert der Brauch selbst bei sehr jungen Paaren zu finden war.

Der Stress für die Frauen in den Niederlanden ist bewundernswert, zumal Agnes bereits fünfundvierzig Jahre alt war. Wie sie derzeit aussah, zeigt ihr Porträt in Niederländischer Tracht.

Das hat albrecht durer nach seiner hawsfrawen Conterfet zw antorff in der niderlendischen Kleidung im Jor 1521 do sy aneinander zw der e gehbt hett XXVII Jor.⁵⁴



Agnes im Halbbild, fülliger geworden, im eng gefassten Oberteil, großer Ausschnitt, mit leichtem Stoff verhüllt, über dem Haar ein lockeres Tuch, der Haaransatz zu sehen. Im Ganzen so frei und freizügig wie nie im Nürnberger Kostüm mit der bis in die Stirn gezogenen Haube – Pflicht in der Heimatstadt, in der Öffentlichkeit,

⁵⁴ [Das hat Albrecht Dürer nach seiner Hausfrau gezeichnet in Antorff (Antwerpen) in der niederländischen Kleidung im Jahr 1521, da sie 27 Jahre einander zur Ehe haben.]

bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Doch selbst dieses Porträt konnte eine negative Reaktion auslösen:

*alternd, streng, ein leiser Zug der bitteren Enttäuschung im Anlitz, bei ihr der Kinderlosen.*⁵⁵

Wirklich? Das Gegenteil! Immer noch eine schöne Frau, eine Frau zu Besuch in einem Land, in dem Frauen sehr viel größere Freiheiten, auch Selbstständigkeit hatten als im heimischen Nürnberg. Das Tüchlein für den Kopf, das hatte Albrecht ihr von einer seiner Kurzreisen in andere Städte der Niederlande mitgebracht. Doch nicht nur von ihm erhielt sie kleine Aufmerksamkeiten, sie wurde reich beschenkt, mit Nötigem und Seltenem, Wertvollem.

*Item der Tomasin hat meinem weib geschenckt 14 eln guten dicken haraß zu einer höcken und tritthalb elen halben atlas, zu unterfüttern.*⁵⁶

Der warme *höcken*, dicker Woll-/Seidenstoff machte Agnes den Winter in den Niederlanden erträglich. Der Tomasin Florianus Romanus aus Lucca gebürtig, ein reicher Seidenhändler und Zahlmeister der Erzherzogin Margaretha, Tochter des Maximilians und der Herzogin von Burgund, Statthalterin der Niederlande, er erwies sich als aufmerksam zu beiden, Agnes und Albrecht. So auch der Rodrigo, Faktor von Portugal, ein hoher Herr, er kam mit Geschenken, für Agnes ein kleiner grüner Papagei, dann gar *ein Ringlein, mehr als 5 fl wert* und süßer Zucker. Felix, der von Dürer bewunderte Lautenist, schenkte kleine Schalen und verwöhnt wurde sie, Agnes, mit eingemachtem Zitronat und einem Korb Rosinen, und *eine der ausgewachsenen Zwiebeln* erhielt sie, das begehrte, aus der Türkei stammende Tulpengewächs, das – zur Hype

⁵⁵ Beer, S.9

⁵⁶ [Ebenso hat der Tomasin meiner Frau 14 Ellen guten, dicken Haraß geschenkt für einen Mantel und dreieinhalb Ellen Atlasseide fürs Futter]

geworden – eines Tages so viele Menschen in den Niederlanden in den Ruin treiben sollte. Agnes bekam es als Geschenk. Und festlich geladen wurde auch sie. Kaum in Antwerpen angekommen,

*da luden mich die mahler auf ihr Stuben mit meinem weib und magd, und hetten alle ding mit silber geschirr und andern köstlichen geziehr und über köstlich essen. Es waren auch ihre weiber alle da.*⁵⁷

Wie die Maler, so später die noch reichere Zunft der Goldschmiede:

*Item in der herre fasnacht frühe haben mich die goldschmide mit sambt meinem weib zu tisch geladen. In ihrer versammlung viel tapffer leuth, hetten ein über cöstlich mahl zugericht und thäten mir übermäßig grosse ehr.*⁵⁸

Wer wollte es den Nürnbergern verdenken, dass so eine Gesellschaft ihnen gut tat. Die Verneigungen vor dem Künstler Albrecht Dürer, seine Ehefrau an der Seite, auch die Magd Susanna, mit Gunstbeweisen überhäuft. Das hätte Agnes sicher gerne zu Hause erlebt. Doch dort, in ›ihrer‹ Stadt, nicht denkbar. Der Stand der Handwerker war zwar der größte, hatte aber keine politische Kraft, weil belegt mit einem Zunftverbot. So erlebten die Dürers öffentliche Zuwendung und Anerkennung erst in den Niederlanden. Die ›Vaterstadt‹ Nürnberg aber dankte der Dürerin ihre lebenslange Arbeit für ihren *hausman* auf ganz besondere Weise:

⁵⁷ *Tagebuch der ...*, Rupprich I, 1956-1969, S. 151 [Da luden mich die Maler auf ihre (Zunft)Stuben mit Weib und Magd und sie hatten alles Geschirr in Silber und köstlich verziert und überaus köstliches Essen. Es waren auch ihre Frauen alle da]

⁵⁸ ebd. S. 165 [In der Fastnacht, in der Frühe, haben mich die Goldschmiede mitsamt meinem Weib zu Tisch geladen. Unter ihnen viele tapfere Leute, hatten ein überaus köstliches Mahl zubereitet, und erboten mir eine überaus große Ehrbezeugung.]

Nach Dürers Tod wurde der Witwe die jährliche Verzinsung des vom Ehepaar eingelegten Guthabens, von fünfzig auf vierzig Gulden herabgesetzt.

Selbstständig leben

Wenn ich leise, leise die Tür aufschloss, wusste ich, er war wach geblieben, griff - es war zu hören - zum Wecker. Nach Mitternacht kann es kaum einmal gewesen sein. Kleine Spitzen gab es trotzdem am Morgen, bei mir sei es ja wohl spät geworden. Da war die Schulzeit schon vorbei, das Ausbildungsjahr versprach der Zwanzigjährigen Unabhängigkeit. Freiheit? Selbstständigkeit? Man lebte lange zu Hause, blieb Kind. Die Tochter. Der Sohn, Bruder, ein Jahr nur älter, nahm sich seine Freiheiten ganz anders, auch mit Fernbleiben über Nacht. Auf's Schimpfen gab er's genauso zurück. Dann herrschte zwei Tage finsternes Schweigen, zurück nahm er nichts.

Heute verstehe ich die Sorge, die sich die Eltern machten, vor allem der Vater, der mit Sicherheit besser wusste, wie schnell es zu männlichen Übergriffen kommt. Ich hätte es damals begreifen müssen, doch was ich lernte war - auszuweichen.

Ein Bild im Kopf, nicht zu löschen: Der Weg die Straße hoch, auf beiden Seiten erleuchtete Häuser, dann nur noch auf der linken Seite. Rechts die Friedhofsmauer und, wenn die Ecke kam, waren zwanzig lange Minuten zwischen Friedhof und dem dunklen Gelände der Grund- und Hauptschule für Mädchen zu überwinden. Zweimal die Woche, Vereinstraining in der Sporthalle der eigenen Schule, einem von nur zwei Mädchengymnasien der Stadt, weit

entfernt von zu Hause. Irgendwann eine dunkle Silhouette, die eines Mannes, an der Straßenecke, wo in Herbst und Winter die Abende früh rabenschwarz wurden. Dann riet die innere Stimme: Abbiegen, den Weg durch belebte Straßen nehmen, doppelt so lange zu laufen. Das kleinere Übel. Zu Hause kein Wort davon. Einen Blick zur Uhr gab es nicht, das Kind war zum Sport, da konnte doch nichts passieren!

Im eigenen Kopf aber war die Warnanlage geschaltet, sie musste sich weiter bewähren. In Paris auf dem Boulevard Saint Michel. Verabredet mit Zweien, Dreien aus der eigenen Studiengruppe, nicht ahnend, dass die an einem anderen Metro-Ausgang warteten. ›Frau allein‹, ein Objekt der Anmache, so penetrant, so dreist, dass ein »Nein« nur anstachelte zum dichter Aufrücken. Die Menge um mich herum, bekam denn niemand mit (wollte es nicht?), wie meine Platzwechsel immer schneller folgten, der Verfolger schon in die Fersen trat, mich auch hätte packen, wegschieben können? Doch der ließ weglaufen, mit einem Grinsen im Gesicht, Freude über die sichtbare Angst des Opfers. Heimkehr in Resignation. Dann, längst erwachsen, eine Frau Anfang Dreißig, beruflich oft unterwegs, in einer Zeit, in der Abendveranstaltungen besuchende und allein heimkehrende Frauen nicht mehr selten waren. Schon gar nicht in Berlin mit den hellen, belebten Innenstadtstraßen. Immer noch zu Fuß unterwegs, die U-Bahn, die Busse verschmähend, nahmen die Ohren die ersten Signale wahr. Schritte im Rücken, feste Schritte im Gleichklang mit meinen. Sofort weg durch die parkenden Autos, rüber zur anderen Seite der breiten, Nacht-leeren Fahrbahn. Im Seitenblick zwei Männer, die es gleich machten, der eine zwei, drei Autos vor, der andere hinter mir. Da half nur ein Schnellspurt. Das Hotel war in Sicht.

Hätte eine ›copiétonnage‹ geholfen? *Mon Chaperon*, die (Schutz)Kappe, nannte ein Franzose und Marketing-Spezialist sein Angebot für Frauen, erdacht in Reaktion auf die Statistik: 97 Prozent der Belästigungen, sexuellen Aggressionen, passierten allein gehenden Frauen auf öffentlichen Straßen. Seine der technischen

Entwicklung zu dankende Idee: Eine digitale Begleitung, eine ›Anstandsdame‹ auf allen Wegen zu Fuß. Fortlaufend per App, so dachte es sich dieser Mann, sollten die Angehörigen über den Weg des potentiellen Opfers informiert werden und am Ende auch über das sicher erreichte Ziel. Wenn gewünscht könne eine physische Begleitung gestellt werden.

So also soll in Zeiten der #meetoo Kampagnen gegen sexuelles *harcèlement* die Sicherheit der Frauen gewährleistet werden? Die Eroberung des öffentlichen Raumes seit 1968 schon wieder so überholt, dass fünfzig Jahre später, egal wo unterwegs, in Cafés, Restaurants, in der Firma und wo auch sonst, Frau wieder ein *Petit chaperon rouge* braucht, einem Rotkäppchen gleich auf den guten Jäger hoffen muss, weil die bösen Wölfe anders nicht zu besiegen sind? Wo doch die Zahlen klar belegen, dass selbst die eigenen vier Wände den Schutz nicht garantieren.

Ein Zimmer ›für mich allein‹ - ach Virginia, wäre es nur das! Ein Rückzugsraum für die selbstbestimmte Arbeit einer Schriftstellerin. Und sonst? Wieder einfangen lassen von einer Tradition, in der allein eine lückenlose Überwachung die Bewegungsfreiheit einer Frau sichert, ihre Würde und ihre Unverletzlichkeit garantiert?

Albertus Durerus Noricus

Und immer wieder der Hase. »Hockender Feldhase«, im Besitz der Wiener, für die »Albertina« ein nicht oft genug zu verwendender Werbeträger, wenn aus dem eigenen Bestand Ausstellungen bestückt werden sollen. Wurde aber auch schon aufs Plakat gesetzt für drei höchst unterschiedliche Künstler - Dürer, Michelangelo und Rubens. Was sagt uns da der Hase?

»Er hat die berühmtesten, vielleicht auch die schönsten Ohren der Kunstgeschichte, lang, schmal, fein gestrichelt. Und doch wirkt es, steht man vor ihm, als könne er das nicht mehr hören, keine Komplimente bitte, und erst recht keine Ehrerbietung in Form von Plakaten, Kaffeetassen, Radiergummis, Plagiaten. Lasst mich in Ruhe, scheint Dürers Hase in seinen Bart zu mümmeln, keiner von euch hat das Zeug, mich zu kopieren.«⁵⁹

Ein Zwiegespräch, geführt von einer Journalistin, aus eigenem Überdruß, so möchte man annehmen, in ihrem Bericht zu der »Jahrhundertausstellung« der ›Albertina‹ 2019/2020. Der Werbeträger? Einmal mehr der ›Hase‹. In der Sache lag die Kritikerin daneben. Dreizehn Versionen des ›Hockenden‹ sind bekannt⁶⁰, einem Prager Hofmaler, Hans Hoffmann, zugeschrieben. Die Kopien ähneln mal mehr, mal weniger dem Blatt, das als Original präsentiert wird, obwohl inzwischen von einer jüngeren Wissenschaft Zweifel an der Authentizität aller Dürer zugeschriebenen ›Naturstudien‹ geäußert werden. In den Augen des Tieres spiegele sich das Fensterkreuz aus Dürers Atelier. Eine Information, ein ›Bonbon‹, für die Öffentlichkeit, dem Kurator dieser Wiener Ausstellung zugeschrieben. Doch darf man eher annehmen, dass ein zum Scherzen aufgelegter Experte den Lichtreflex im Auge des Tieres umdeutete, aus einem Gefühl des Überdrußes angesichts manchmal allzu großer Leichtgläubigkeit von Pressevertretern. Studien, zu autonomen, kolorierten Bildern ausgearbeitet, wie der ›Hase‹, sollen Jahrzehnte nach Dürer in Mode gekommen sein, weil von Sammlern geschätzt, damals, wie in der Ausstellungskritik heute:

»Wie flauschig sein Winterfell ist, in allen Nuancen von Braun und Ocker hingetupft und mit etwas Deckweiß an den Spitzen zum Schimmern gebracht. Welche Freude es dem Zeichner gemacht

⁵⁹ Vahland: Realist und Phantast, Feuilleton der SZ Nr. 218, 2019

⁶⁰ Grebe: Dürer, S. 212

haben muss, aus diesem weichen Pelz spitze Krallen herauswachsen »zu lassen, die klarmachen: Kein Plüschtier präsentiert sich hier, sondern ein wilder Feldebewohner, der weiß, was er will.«⁶¹

Den wilden Feldebewohner mag Dürer in der Natur vorbeihoppeln gesehen haben, die Ohren aufgerichtet, lauschend, weil stets auf der Hut vor Menschen, vor den Jägern - der Feldhase, die Hauptspeise auf den Tischen, auch des Adels, damals.



Des Künstlers Studienobjekt wird dagegen, das Fell abgezogen am Scheunentor eines Bauernhofes, als Pelz vor ihm gelegen haben, damit der Maler in aller Ruhe die Färbungen, Licht und Schatten, studieren konnte. Dafür brauchte es Zeit, die Dürer sich nahm, die er verteidigte, weil er stolz war auf sein Können, dass niemand sonst einen so *feinen Pinsel* zu führen verstand, ja dass mancher nicht glauben wollte, ein Pelz - so ein Prachtstück wie sein Kragen im Selbstporträt von 1500 - sei mit einem Pinsel zu malen. Eine ›lebensechte‹ Darstellung, das war das Kunstideal seiner Zeit in humanistischen Kreisen: Das Auge des Betrachters täuschen zu wollen, trompe-l'œil, wie es die französische Sprache so treffend ausdrückt.

⁶¹ Vahland, Feuilleton der SZ Nr. 218, 2019

»So glänzend führt Albrecht, das wunderbare Genie, seinen Pinsel, so glänzend ist seine Farbgebung, dass kürzlich, als er sich selbst malte und bereits sein ganzes Gesicht konterfeit war, sein Hund herbeilief. In der Annahme, sein Herrchen sei lebendig, schmiegte er sich an ihn und liebte ihn mit der Schnauze.«⁶²

Der Hund, der sich irreführen lässt - eine gern und (nicht nur) für Dürer gebrauchte ›Beweisführung‹. Verbreitet in diesem Fall von Conrad Celtis, dessen Lob *Albrecht* mit Freude und Stolz erfüllt haben muss. Celtis - 1459 geboren als Konrad Bickel (Pickel), Sohn eines Weinbauern in Wipfeld bei Schweinsfurt, also schlichter Herkunft wie Albrecht Dürer - machte eine steile Karriere. 1487 war der Gelehrte von Kaiser Friedrich III auf der Nürnberger Burg mit dem Dichterlorbeer gekrönt worden, als erster Deutscher. Dieses Ereignis in seiner Heimatstadt kann an dem damals sechzehn Jahre alten Albrecht Dürer, noch in seiner ersten Lehre zum Goldschmied beim Vater, nicht vorbeigegangen sein. Von dem ›Dichterkönig‹ nun die Anerkennung seines Werkes. Celtis und seine Humanisten-Freundeskreise stellten ihn nicht nur auf eine Stufe mit den antiken Könnern der Kunst der Täuschung, Phidias und Apelles, sie ernannten ihn zu einem *Apelles Teutonikus*, einen deutschen Apelles. Er sollte der Beweis sein, dass die Deutschen kulturell mit den Italienern auf einer Stufe standen, allen großen Kulturen ebenbürtig waren. Im Auftrag von Celtis schuf Dürer seinen Holzschnitt *Philosophia*. »Mach' dich ans Werk und male unsere Philosophie, die dir alles Wissen der ganzen Welt vermittelt«, Dürer setzte die *Philosophia* auf einen Thron, gekrönt, von einem Kranz umrahmt, die vier Winde in den Ecken und auf der Mitte des Kranzes vier Lünetten mit den Köpfen der herausragenden Philosophen Griechenlands, Ägyptens, von den Latinern und aus Deutschland.

Die eigene Kultur verkörpert ein Mann gleichen Vornamens: Albertus Magnus. Er wurde als ein DOCTOR UNIVERSALIS

⁶² Zitat und Übersetzung nach: Der Frühe Dürer, S.67

bewundert, aus Schwaben gebürtig, 1193, geboren, hatte in Padua studiert, auch in Paris, wurde in Deutschland Provinzial seines Ordens, der Domenikaner, legte die Bischofswürde ab, um sich ausschließlich den Wissenschaften zu widmen: Chemie, Physik, Mechanik. Sein Reichtum an Kenntnissen wurde bestaunt. Dürer wird ihm auf diesem Weg folgen, sich der Theorie zuwenden, zum wissenschaftlichen Vordenker seines Berufsstandes, der Malerei, werden. Sein Weg zu den *Vier Bücher von menschlicher Proportion* begann früh, um das Jahr 1497, und es sieht so aus, als sei ihm zu dem Zeitpunkt schon bewusst gewesen, welchem Vorbild er folgen wollte.



Diese Zeichnung hat den Titel »A Youth kneeling before a Potentate« (Greis und kniender Jüngling) bekommen. Sie gilt als nicht schlüssig interpretiert. Doch genau betrachtet, lässt sie Anknüpfungspunkte für einen biografischen Zusammenhang erkennen, denn der junge Mann hat die für Dürer typischen

Gesichtszüge, vor allem die ausgeprägte Nase. Deshalb kann man eine persönliche Aussage des Künstlers über sich vermuten. Seine Hände sind zum Gebet gefaltet, sodass sie sich - die Tiefe des Raumes missachtend - mit der ausgestreckten, einladenden Hand des Mannes zu berühren scheinen. Dieser Mann ist ein Würdenträger, Kappe und Stab erinnern an alte Formen der Bischofswürde. Deshalb drängt sich der Gedanke an Albertus Magnus auf. Die zwei Männer im Rundbogenfenster sind zu erkennen: Der Rechte hat den für Willibald Pirckheimer typischen Schädel, neben ihm, kleiner als er, dürfte der Ratsschreiber und Freund Lazarus Spengler stehen. Beide vertraten einen Humanismus, der auf der antiken Kultur Griechenlands und Italiens gründete und den deutschen Nationalismus eines Celtis' ausschloss.⁶³ Die beiden Männer ließ Dürer in seiner Zeichnung von außen zuschauen. Von ihm, Dürer, ist bekannt, dass er sich zu einem deutschen Patriotismus bekannte. Auch er wollte die Vormachtstellung Italiens in der Kunst brechen. Die ›Proportionslehre‹ - so wird Dürer dort schreiben - solle ein Beitrag werden, dem deutschen Künstlernachwuchs Mittel für eine bessere Ausbildung an die Hand zu geben und damit die Chance, auf den ersten Platz der Künste in Europa vorzurücken. Die Maler - Vertreter eines neuen Kunststads! Diese Hoffnung verbildlichte Albrecht Dürer nirgendwo adäquater als in seinem Selbstporträt mit dem Pelzkragen. Auf dieses Gemälde setzte er eine von ihm nie so wiederholte Signatur, eine ›imitatio‹: Eine in der Art des Apelles:⁶⁴

*Albertus Durerus Noricus / ipsum me propijs sic effin- / gebam
coloribus aetatis / anno xxviii*

Ich, Albrecht Dürer aus Nürnberg, habe mich selbst so dargestellt mit alten Farben. Der Begriff geht auf Leon Battista Alberti und sein Traktat über die Malerei, *De pictura* von 1435, zurück. Gemeint sind

⁶³ Celtis, Panegyris ad duces Bavariae, S. 95

⁶⁴ ebd. S.71

»der Vierzahl der Elemente, Feuer, Wasser, Luft, Erde entsprechende Hauptfarben: Rot, Grün, Blau, Bleigrau oder Aschgrau.«⁶⁵

Dürer wollte eine eigene Abhandlung über die Farben schreiben, ist aber dazu nicht mehr gekommen. Im Alter von achtundzwanzig Jahren war er noch ganz damit beschäftigt, seinen Ruf als ein ›Apelles‹ zu festigen. Deshalb die selbstbewusste Präsentation: Albrecht Dürer, innerlich und äußerlich herausgewachsen aus dem Stand der Handwerker. Spätere Generationen, aber sicher auch schon seine, werden ihn als überheblich schelten, weil er die damals allein Jesu Christo vorbehaltene Frontalansicht für sein Selbstbild wählte, sich in einer ›imitatio Christi‹ gefallen habe. Aber Dürer verstand seine Kunst ja als einen schöpferischen Akt, vergleichbar dem göttlichen. Dass er sich in jenen Jahren dem Freundeskreis um Celtis in Nürnberg anschloss, dass er von ihnen anerkannt wurde, muss ihn in seinem Tun bestätigt haben.

Celtis verließ Nürnberg offenbar im Streit mit dem Rat der Stadt, noch bevor seine »Germania illustrata«, eine *laus partriae*, Lob und Verteidigung des Vaterlandes, fertig war. 1502 wurde sein bekanntestes Werk, die ›Vier Bücher der Liebe‹ (»Quattuor libri Amorum«) dort noch publiziert. Ein prachtvoll illustrierter Band. »Es war Celtis (nicht Pirckheimer), dem Dürer die Initiation in den humanistischen Bildungs- und Themenhorizont verdankte«, heißt es inzwischen.⁶⁶ Pirckheimer kehrte erst im Herbst 1495 von seinem Studium in Padua nach Nürnberg zurück. Im Jahr darauf - in das Dürer's Venedig-Aufenthalt fällt - wurde er als Rechtsberater Mitglied im Inneren Rat Nürnbergs. 1497 war er wieder weg aus Nürnberg, er zog mit Maximilian I in den »Schweizerkrieg«. Die Bekanntschaft mit Dürer kann so richtig erst danach zustande gekommen sein, sicher befördert durch Pirckheimers damals schon große Bibliothek, die für Albrecht Dürer attraktiv war. Dort konnte

⁶⁵ Rupprich II, S. 392

⁶⁶ Robert, Der frühe Dürer, S. 66

er die antiken Autoren und Fachliteratur wie Albertis ›Traktat über die Malerei‹ finden.

An Zielen und an Ehrgeiz fehlte es Albrecht Dürer nicht. Er muss sich als ebenbürtig empfunden haben. Der Pelz, den er sich umlegte, war auch ein Statussymbol der Humanisten. Celtis wurde mit einem Pelzkragen verewigt, gezeichnet und in Kupfer gestochen von dem Augsburger Maler Hans Burgkmair. Da ist Celtis' Blick gesenkt, das Blatt wurde als sein Sterbebild verbreitet. Albrecht Dürer hielt die Erinnerung an diesen Mann wach. In sein Gemälde ›Die Marter der 10000‹ stellte Dürer sich und Celtis in das Gemälde, genau in die Mitte, Celtis mit Pelzkragen. Dürer ist wie ein wandernder Geselle gekleidet, mit weit ausgreifender Geste weist er auf den Gefährten und auf eine kleine Schrifttafel mit dem Hinweis: Der sei es, dem er das Wissen über die ins Bild gebrachte Historie verdanke. Aus der Ferne wirkt alles geradezu heiter, durch die Farbigkeit und die vielen Figuren. Wer dicht herantritt, sieht jedoch grässlichste Folterszenen, denn Dürer hatte von Celtis Kenntnis erhalten über ein weit zurückliegendes Gemetzel: Die Exekution von 10000 Armeeinghörigen, die auf Befehl der römischen Kaiser Hadrian (76 - 138) und Antonius (86 - 161) durch sieben orientalische Fürsten ausgeführt wurden, die den christlichen Glauben angenommen hatten. Celtis und Dürer treten somit beide als Verkünder des damaligen Geschehens auf. *Schirr ain gaantz jahr*, ein ganzes Jahr, hatte er für das Gemälde gebraucht. Der Auftrag dafür kam von Friedrich dem Weisen, ein früher Förderer von Conrad Celtis, dann auch von Albrecht Dürer. Alle drei standen hinter Luther. Der Kurfürst war der Beschützer des aufsässigen Mönches.

Wann Albrecht Dürer seine künstlerische Praxis durch theoretische Studien zu vertiefen begann ist nicht präzise zu benennen. Seine *Vnterweysung* (Unterweisung in der Messung) veröffentlichte er 1525, er nannte sie eine notwendige Voraussetzung für die ›Proportionslehre‹. Die *Vnterweysung* ist ein Lehrbuch, *Linien, Ebenen, Corpora etc. betreffend*, um zu verstehen

*auf welche Weise alle Dinge in den Grundriß und Aufriß zu bringen seien, wie es denn die kunstfertigen ("kunstlichen") Steinmetzen in täglichem Gebrauch haben.*⁶⁷

Dieses Buch erschien drei Jahre vor Dürers Tod. Er wolle nicht aufhören, schreibt Dürer, zu zeigen,

*was ferner zu dem malen gehört / weiter schreiben damit solche kunst nit allein auf dem brauch ruhe / sondern auch mit der zeit aus rechtem und ordentlichem grund gelernt / und verstanden mög werden Got zu lob und allen kunstliebenden zu nutz und gefallen.*⁶⁸

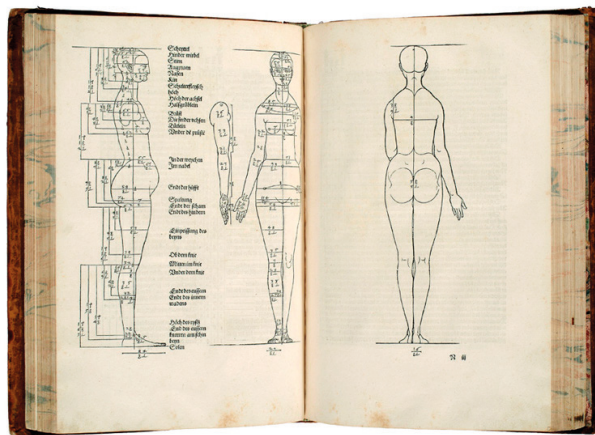
Als er das formulierte, ahnte Dürer nicht, dass es ein *weiter schreiben* für ihn nicht mehr lange geben würde. Vier Teile konnte er sich abringen, die *Vier Bücher von menschlicher Proportion*, in Druck gebracht im Jahr nach Christi Geburt 1528, am letzten Tag des Oktobers durch seine Witwe *Agnes Durerin*. Über zwanzig Jahren hatte ihr *hauswirt* daran gefeilt aus der Überzeugung, eine Meisterschaft sei nicht allein durch die Orientierung an Vorbildern zu erlangen, durchs »Abmachen«, also Kopieren. Dürer hatte erkannt, was heutzutage wissenschaftlich beschrieben wird: Menschen haben ein verzerrtes Bild ihrer eigenen Körperdimensionen. Sie über- und unterschätzten einzelne Körperteile, sehen das Gesicht breiter, als es ist, die Augen höher, die Finger zu lang oder zu kurz.⁶⁹ Das überwand er, als er die Lösung fand: Ein Geflecht von Linien (Längs, Quer und Rund) zu ziehen und darauf den menschlichen Körper (Mann, Frau oder Kind) oder einzelne Körperteile zu projizieren, den Kopf z.B. im Maßstab 1 - 7 zum Körper. Über die ausgestreckte Hand eines »starken Mannes« legte er eine

⁶⁷ in der neuhochdt. Fassung von Hinz, S.22

⁶⁸ ebd. S.26

⁶⁹ Psychologen der University of London, Publikation im Fachjournal *Acta Psychologica*. Rezension in SZ Nr. 150, 2. Juli 2020

Mittelachse, die durch den *langen finger* (Mittelfinger) verläuft. Dessen Spitze ist die obere Begrenzung, die untere verläuft durch das Handgelenk. So konnte er die Finger - der natürlichen Hand entsprechend - eintragen: Den Ringfinger als den Zweitlängsten, daneben etwas kleiner den Zeigefinger, schließlich links den kleinen Finger und rechts den Daumen. So sieht sie aus, seine zuverlässige Methode ›realistischer‹ Gestaltung, die er immer weiter entwickelte. Zeichnete nicht nur die einzelnen Körperteile, auch Mann, Frau und Kind in Körpergröße und im letzten Teil dann auch in verschiedenen Haltungen und in Bewegung.



Nicht mehr der Pinsel, nicht das Stecheisen - das Lineal und den *Meßstab* machte Albrecht Dürer für die Künste nutzbar. Er studierte Mathematik, Geometrie, Perspektive - ein Wissen, das er sich erobern musste. Die Mühe, die er aufwandte, er hat sie - da ganz bildender Künstler - ins Bild gesetzt, in seiner *Melancholia I*. Was wurde schon über dieses geflügelte Wesen gegrübelt: Die schlimmste der vier Temperamente verkörpere sie, die schwarze Galle sei ihr Saft, der zu der ärgsten aller Krankheiten führe, dem Wahnsinn. Der Titel, den Dürer selbst über das fahle Licht im Hintergrund zog, lässt das anklingen. Doch es greift zu kurz, wer glaubt, mit der geflügelten Frauengestalt habe der Künstler einen

Ausdruck für »ein geistiges Selbstbildnis« gefunden, für einen Seelenzustand, welcher der eines Melancholikers gewesen sein soll. Tatsächlich hat er in dem Kupferstich sein eigenes Grübeln versinnbildlicht, in der Riesengestalt mit den Flügeln sein Ringen darum, wie Maße, Linien und Corpora (Würfel, Rundformen etc.) zu nutzen seien, um menschliche Gestalten hervorzubringen, die als natürlich empfunden werden. Dabei hatte Dürer noch eine andere, große Schwierigkeit zu meistern: Eine Sprache dafür zu finden. Für diesen ›Gegenstand‹ gab es sie im Deutschen in seiner Zeit nicht. Schreiben, immer weiter schreiben, wie der kleine Putto in der *Melancholia I*. Das große geflügelte Wesen dagegen, grübelnd in die Ferne starrend, Handwerkszeug in der Hand und zu Füßen, mit dem es nicht weiter kam. Das abgemagerte Tier signalisiert: Handwerk allein ernährt nicht. Die Leiter am Haus verlangt: Höher hinauf. Aber sichtbar wird auch schon das theoretische Rüstzeug, das Dürer zum Erfolg führen wird: Es sind die geometrischen Formen, die Kugel, der Kubus, den er zu seiner *Melancholia* setzt. Das hatte er in Italien gefunden, wo Filippo Brunelleschi ein Jahrhundert zuvor begonnen hatte, antike Bauten systematisch zu studieren und aus seinen Beobachtungen ein System zu erarbeiten, das ihm half, Räume aufgrund exakter Messungen zu erstellen. Er gilt als derjenige, dem es in Italien gelang, die Malerei auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Die Linearperspektive sei seine Erfindung. Die *Perspektive* gelehrt zu bekommen, dafür war Albrecht Dürer vor seiner Rückkehr nach Nürnberg, vom zweiten Venedig-Aufenthalt, extra nach Bologna geritten, wo ihm die Einführung in die Methode in Aussicht gestellt war. Doch Perspektive und Messung allein reichen nicht. Das Studium am menschlichen Modell sollten sie nicht ersetzen:

*das wir aber zu einer guten maß möchten kumen und die
hübschent eins Teyls in unser werck bringen / Darzu bedunckt
mich am allerdienstlichsten sein / das du von viel lebendiger
menschen dein maß nimmest / aber such leut darzu die da hübsch*

*geacht sind und der art mach mit allem fleyß ab.*⁷⁰

Suche Leute, die als ›hübsch‹ erachtet werden, empfiehlt Dürer. So ging es ihm also auch um ein (gesellschaftliches) Schönheitsideal, dem, was der ›gute Geschmack‹ genannt wird. An anderer Stelle sagt Dürer - und das klingt zunächst wie ein Widerspruch - seine Lektionen dienten mehr der Erzeugung von Varianten, von Typen, als einer schönen Gestalt. Das wiederum relativiert seine Vorstellung des ›Schönen‹. In dem Zusammenhang drückte er sich so aus: Der Verstand des Menschen kann das Schöne selten erfassen, also auch nichts aussagen über eine größtmögliche Schönheit. Mit dem Menschen sei es nun mal so, dass er auch mehrere Personen schön finden kann, ohne dass diese sich irgendwie gleichen. Doch jede sei auf ihre Art gut zu machen.

Die *Proportionslehre* fand den Weg in die Akademien, sie wurde schnell auch in Latein übersetzt, so wie Albrecht Dürer es sich gewünscht hatte:

Man hat bisher in unseren deutschen Landen viel begabten Jungen die Kunst der Malerei lernen lassen, die man ohne alle Grundlage und bloss nach einem alltäglichen Gebrauche gelehrt hat. Dieselben sind also in Unwissenheit, wie ein wilder, unbeschnittener Baum, aufgewachsen, wiewohl einige aus ihnen durch beständige Uebung eine freie Hand erlangten, so dass sie ihre Werke zwar geschickt, aber ohne Vorbedacht und bloss nach ihrem Geschmacke gemacht haben.⁷¹

⁷⁰ Hinz, S.227 [damit wir aber zu einem guten Maß kommen mögen und das Schönste eines Teils in unser Werk bringen, dafür dünkt es mir am Allerdienstlichsten zu sein, dass du von vielen lebenden Menschen dein Maß nimmst, aber such Leute dafür, die schön gestaltet sind und von der Art bilde sie mit allem Fleiß ab.]

⁷¹ nach Hinz/Proportionslehre, S.227

Dürer rang sich dieses Werk ab bis in die letzten Tage seines Lebens. Er starb am 6. April 1528, während der Drucklegung.

.

Von bösen vnnnd gueten freündten⁷²

Freunde, in Briefen sich gegenseitig so nennend, Freund und Bruder. Freundschaften, auch spät geschlossene, wie diese:

»Domino Alberto Durer, pictoriae artis facile principi, amico suo et fratri in Christo suavissimo, Nurembergae...«⁷³

Der Schreiber ist Cornelius Grapheus aus Antwerpen, Mitglied des dortigen Rates, Kirchenkritiker, unter Strafe gestellt, bis er sich zum Widerruf durchrang. Grapheus schreibt in der Humanistensprache, er wusste also, dass Albrecht Dürer das Latein so weit beherrschte. Er preist den Künstler als Könnner, Fürst der Malkunst nennt er ihn, seinen Freund und Bruder in Christo. Grüße auch vom gemeinsamen Freund Thomas Bombelli. Dürer hatte beide in den Niederlanden kennengelernt, bei seinem einjährigen Aufenthalt dort. Ein Freund geblieben seit der Niederländischen Reise auch Nikolaus Kratzer, Mathematiker, Hofastronom König Heinrichs VIII von England, auch er ein Zugehöriger all jener, die

»welich ir all in Niernberg evangelich seit«⁷⁴

Der Hofastronom Kratzer, bekannt für den Bau astronomischer

⁷² *Dichtungen*, Rupprich I, S.134 [Von bösen und guten Freunden]

⁷³ Brief Nr. 52, Rupprich, S. 108 [Herr Alberto Durer, Fürst der Malkünste, Freund und Bruder in Christo, in Nürnberg...]

⁷⁴ [welche ihr alle in Nürnberg evangelisch seid]

Instrumente, war von München weg nach England gegangen, seinem »lieben hern vnd frend« Albrecht Dürer bittet er, dass dieser ihm als Vermittler helfe, an seltene Unterlagen zu kommen: Die Zeichnung eines Messinstrumentes in Pirckheimers Besitz, der Nachlass eines verstorbenen Astronomen, und wissen möchte er auch, was es in Nürnberg Neues gibt auf seinem Gebiet der Astronomie und Geographie. Dürer hatte Kratzer in Antwerpen *conterfeit*, sein Porträt gezeichnet. Dieser spricht ihm nun aus der Ferne Mut zu, erbittet die Gnade Gottes, dass sie ausharren in ihrem Glauben, denn die Widersacher seien stark. Aber Gott sei stärker noch, schreibt Kratzer, Agnes ganz besonders in seine Grüße einschließend,

»Gries mir in sunderheit eur hausfrauen.«

Ein guter Freund aus früherer Zeit ist Dürer auch der Kollege aus Ulm, *Conrad Merchel, maler zu Vlm, gar mein gueter freündt*⁷⁵, und nach Zürich lässt Dürer grüßen, Schreiben voller gegenseitiger Hochachtung.

Und in Nürnberg? - Nur der eine Freund? Der über Jahrhunderte zu Dürers einzigem und bestem Freund stilisierte Willibald Pirckheimer? War er - der im Zusammenhang mit Dürer stets hochgelobte Patrizier und Humanist - wirklich ein Freund, ein lebenslanger, für den Künstler? Da sind erhebliche Zweifel erlaubt. Pirckheimer gehörte zu den »Herren«, die im Vorbeigehen auf der Straße zu grüßen waren. In einem seiner letzten Briefe aus Venedig, in dem er bereits - in Reaktion auf Pirckheimers Prahlen mit seiner Redekunst vor dem Marktgrafen Friedrich von Brandenburg - sehr spöttisch mit ihm umgeht, spielt Dürer darauf an: Wenn er heimkehre, wisse er gar nicht, wie

»jch mit ewch leben soll ewrer grossen weisheit wegen...Aber so jr so gros geacht seit doheim wert jr nymer awff der gassen mit eim

⁷⁵ Ihesus Maria 1510, Rupprich, S. 132

armen moler türen reden, es wer ewch ein grosse schand cum pultron de pentor etc.»⁷⁶

Im Umgang daheim, das war Dürer wohl bewusst, galt es den großen Rangunterschied zu den gut vierhundert »ehrbaren« Patrizier-Familien in Nürnberg zu beachten, die aus ihrem Kreis und nur aus ihrem, den »Kleinen Rat« besetzten und vor allem den noch kleineren Machtzirkel, den »Alten Rat«, stets unter sich verteilend die Macht, sie nie aus den Händen gebend. In diesen Kreisen war Pirckheimer zu Hause, der letzte einer Patrizier-Familie, deren Vermögen einst zu den vier größten Nürnbergs zählte. Sein Vater ein hochangesehener Jurist, ließ ihn, den einzigen Sohn, in Italien, in Padua studieren, ohne Abschluss: Der Doktorgrad hätte ihn von der politischen Macht in Nürnberg ausgeschlossen. Dort aber sorgte Willibald Pirckheimer selbst dafür, sich untragbar zu machen, denn er, der Pirckheimer, war einer, der alle Zeit Recht haben wollte, streitbar war, unbeherrscht, auch gegen einen ihm Gleichgestellten wie dem Patrizier und Ratsherrn *Kuncz Im Hoff*⁷⁷, einem Imhoff aus der großen Handelsdynastie. So heftig sollen die beiden miteinander gestritten haben, dass Pirckheimer längere Zeit ausgeschlossen wurde aus dem Rat. In einem seiner späteren Briefe aus Venedig wird Dürer sich nach diesem Zwist erkundigen. Doch zuvor - keine Rede von persönlichen Dingen. Dürer wahrte in seinen Briefen ganz und gar die Form, blieb in der Anrede lange so formell wie im ersten Brief:

Dem erberen weisenn her Wilbolt Pirkamer, pürger zw Nörnberg, meinem günstigen herren. Item ich wunsch ewch vill guter seliger newer joh vnd all der eweren. Mein willigen dinst zw vor, liber her Pikamer. Vernemt mein gesuntheit, vill pessers beger jch

⁷⁶ Venedig-Brief Nr. 10, Rupprich I, S. 58 [Aber da ihr zu Hause so hoch geachtet seid, werdet ihr nimmer auf der Gasse mit einem armen Maler Dürer reden, es wäre für euch eine große Schande mit einem so armen Maler]

⁷⁷ Brief Nr. 7, Rupprich I, S. 54, und Anmerkung zu Brief Nr. 5, S. 50,

*ewch von gott.*⁷⁸

An das Ende setzte Dürer seinen vollen Namen. Doch die Zeichen eines Umschlags kommen im fünften Brief. Anfang April 1506 verabschiedet er sich auf einmal mit: *Albrecht Dürer ewer diener*. Der Inhalt verrät einigen Unmut. Dürer hatte für Pirckheimer wertvolle Ringe besorgt. Nun war erneut einer zurückgekommen, ein Smaragd, für den er drei seiner kleineren Gemälde hergegeben hatte. Da fühlte er sich benutzt, zumal - wie er auch mitteilte - er viel Arbeit habe, aber geringen Verdienst. Der Grund war ein ehrenvoller Auftrag, den *Tewcschen zw molen ein thafell*.⁷⁹ Von den Kaufleuten der ›Schwabentafel‹, die nahe der Rialto-Brücke im »Fondaco dei tedeschi«, dem Handelshof der deutschen Kaufleute in Venedig, ihr Zentrum hatten, war der Auftrag für ein Gemälde gekommen. Einen Monat nach Ostern sollte das ›Rosenkranzfest‹ auf dem Altar stehen. Deshalb stand Dürer unter Zeitdruck. Sein nächster Brief aus Venedig ist dann noch stärker von seiner Sorge beherrscht: Er war ohne Nachricht geblieben über einen Saphir, den er geschickt hatte.

*Vnd wen er verloren wurd, so wurd jch halb vnsinnig.*⁸⁰

Von weiteren Wünschen nach Ringen möchte er verschont bleiben, schrieb er dann endlich im folgenden Brief, der es aber noch ganz anders in sich hatte! Albrecht Dürer griff offen zu Spott und Hohn:

⁷⁸ *Brief Nr.1*, Rupprich I, S.41 [Dem ehrbaren weisen Herrn Willibald Pirckheimer, Bürger zu Nürnberg, meinem (mir) günstigen Herren. Ich wünsche Euch und den Eurigen ein sehr gutes, seliges neues Jahr. Will Euch zu Diensten sein, das zuvor. Vernehmt, dass ich gesund bin, um viel Besseres bitte ich Gott für Euch.]

⁷⁹ *Venedig Brief* Nr. 1, Rupprich I, S. 42 [den Deutschen eine Altartafel zu malen]

⁸⁰ *Venedig Brief* Nr. 6, Rupprich I, S. 51 [Und wenn er verloren wäre, so würde ich halb wahnsinnig.]

*Grandisimo primo homo de mundo. Woster serfitor, ell schciavo
Alberto Dürer disi salus suum mangnifico miser Willibaldo
Pircamer.....*⁸¹

Größter und erster Mann von Welt nennt er nun auf einmal den Mann, den er zuvor stets als seinen *hern* bezeichnete, spricht von sich als einem untertänigen Diener. Pirckheimer hatte offenbar in zuvor mit seinem Erfolg als Gesandter Nürnbergs in den Verhandlungen mit dem »Schwäbischen Bund« geprahlt und damit Dürer gereizt, denn der »adelt« sich nun mit einer latinisierten Form in der Unterschrift: Albertus Dürer, ein Bürger aus dem Norden:

*Albertus Durer
Norikorius civus.*⁸²

In den letzten Briefen aus Venedig sollte Dürer nicht mehr zum alten Ton des willigen Erfüllungsgehilfen zurückkehren. Die Eitelkeit und vor allem auch das Prahlen Pirckheimers mit seinen Liebschaften nahm er nicht mehr einfach hin, tadelte ihn im Gegenteil, er wolle wohl ein echter *seidenschwantz* werden:

Jr wolt awch ein erchter seidenschwantz werden vnd meint, wen jr nun den hurn woll gefalt, so sei es sws gericht. Wen jr doch als ein lieblich mensch werd as jch, so thet es mir nit czoren. Jr hand as vill pulschaft vnd wen jr ein jtliche nun ein moll tholt prawten, jr vermochtetz jn eim monett vnd lenger nit czv ferpringen.⁸³

⁸¹ *Venedig-Brief* Nr.7, Rupprich I, S.52 [Großer erster Mann der Welt. Euer Diener, der Sklave Albrecht Dürer sagt Heil seinem magnificum miser Willibaldo Pircamer.

⁸² ebd. [Norikorius civis] Bürger aus dem Norden

⁸³ ebd. Rupprich I, S. 52 [Ihr wollt auch ein rechter Seidenschwanz werden und meint, wenn ihr nur den Huren gefällt, so sei es wohl gerichtet. Wenn Ihr doch so ein lieblicher Mensch wäret wie ich, so würde es mich nicht erzürnen. Ihr habt so viele Buhl/Liebschaften, dass - wenn

Da schreibt ein Dürer, der ein Selbstbewusstsein entwickelt hatte, sich in Venedig wie ein Herr behandelt fühlte:

Ich pünn ein zentilam zw Fenedig worden.⁸⁴

Vorbei die Zeit, in der Dürer sich entschuldigte, falls er zu wenig geschrieben habe, und als er glaubten machen wollte, er habe keinen anderen Freund auf Erden denn Pirckheimer, ja sogar meinte: Ich halte es mit Euch nicht anders als mit einem Vater.

wan jch hab kein anderen frewnt awff erden den ewch. Jch gib jm awch kein glawben, daz jr awff mich czürnt, wan jch halt ewch nit anderst den vür ein vater.⁸⁵

So schrieb der Künstler im zweiten Brief aus Venedig, im siebenten scheute er nicht die Schelte. Konnte dieser Pirckheimer ihm tatsächlich immer ein Freund geblieben sein, ein wahrer Freund?

Die Antwort darauf findet sich in Dürers »Reimen«, die bis heute geschmäht werden:

»Während die Gedichte herzlich schlecht sind, hat Dürer an anderer Stelle literarischen Rang bewiesen, dort, wo er im Gedenkbuch vom Sterben der Eltern berichtet. Insbesondere der Passus über die Todesstunde der Mutter im Jahr 1514 geriet zu einem noch heute berührenden Zeugnis...«⁸⁶

Ihr eine jede nur einmal bedienen/›nehmen‹ wolltet, ihr es in einem Monat und länger nicht fertig bringen würdet.]

⁸⁴ [Ich bin in Venedig ein Gentleman geworden]

⁸⁵ Venedig-Brief Nr.2, Rupprich I, S. 43 [denn ich habe keinen anderen Freund auf Erden als Euch. Ich gebe Ihnen auch keinen Anlass, dass Ihr mir zürnt, denn ich halte Euch für nichts anderes als einen Vater.]

⁸⁶ Wolf, S. 173

Einmal mehr: Lieber etwas fürs Gemüt als ein genauer Blick auf das, was Dürer selbst seine *Reime* nannte: Die sind nichts weniger als das Zeugnis einer veritablen Krise, in die der Künstler durch einen heftigen Zwist mit Willibald Pirckheimer und mit dem Ratsschreiber Lazarus Spengler geriet, und sie sind Zeugnis, wie Dürer versuchte, mit Hilfe seines Glaubens einen Halt und eine Haltung gegenüber ›freündten‹, echten und falschen Freunden, zu finden. Nicht zuletzt sind sie das Zeugnis, dass er sich von Willibald Pirckheimer abwandte.

Dürers Verankerung im christlichen Glauben wurde bis heute wenig ernst genommen. Doch wie hätte er sich dem entziehen können, da die Religion seinerzeit lebensbestimmend war. Albrecht Dürer schloss sich den ›Evangelischen‹ an, weil er die ›falschen Propheten‹ ablehnte, den Papst und die katholische Kirche mit ihrem Ablasshandel. Die Lehre Luthers wurde seine Stütze, weil er in der Bibel die Kündlerin des ›wahren‹ Glaubens sah. Der ›Heiligen Schrift‹ zu folgen versprach die Erlösung, die Auferstehung von den Toten. Das war der Trost für das seinerzeit ganz auf das Jenseits ausgerichtete Denken der Menschen, Erlösung vom sündigen Erdenleben zu finden durch die Gnade Jesu Christo. Dazu hat sich der Künstler Albrecht Dürer in aller Deutlichkeit bekannt.

Albrecht Dürer hat seine *Reime* ausschließlich in den Jahren 1509 und 1510 geschrieben. Vorangestellt hat er seinem Bericht, wie und warum sein erster Versuch schief lief. Seine Schilderung der auslösenden Ereignisse zeigt, dass die Geringschätzung seiner Schreibversuche durch Willibald Pirckheimer und Lazarus Spengler den wundesten Punkt bei ihm traf: Die beiden verwiesen ihn auf seinen sozialen Status, auf den niederen Rang eines Handwerkers. Dem setzt er zunächst selbstbewusst entgegen:

Jhesus Maria 1509

*Also spricht Albrecht Dürer, maler, der in seinen kupferstichen
das zaichen führt:*



Dann folgt ein Bekenntnis zu Jesu Christo:

*Ein ytliche seel, die do ewiglich soll leben, die wirdt erquickt jnn
Jhesu Christo, der da ist auß zweijen substantzen inn einer person
gott vnd mensch, daz allein durch die gnad geglaubt, vnd durch
natürlich vernunft nimermehr verstanden würdt.⁸⁷*

Der folgende, sehr ausführliche Bericht stellt seine ersten Verse vor,
zwei Reime:

*Du aller enngel spiegel vnnnd erlöser der welldt,
Dein große marter sej für meine sünt ein widergelt.⁸⁸*

Doch das brachte ihm Spott ein:

*Den laß Wilibaldt Pirckamer vnd spotet mein vnd sagt, kein reim
sollt mehr dann 8 silben haben.*

Nicht mehr als acht Silben! Also schrieb Dürer neue Reime, sechzehn an der Zahl, alle mit der geforderten Silbenzahl. Als auch das nicht ankam, bat er den Ratsschreiber (und Freund) Lazarus Spengler *das er mir den sinn inn reimen machet*. So erbeten, so geschehen. Spengler schickte seine Überarbeitung und zugleich ein Spottgedicht, das ihm über Pirckheimer zugeschickt wurde. So entwickelte sich Dürers Versuch in Reimen zu einer Geschichte seiner Demütigung. Lazarus Spengler hatte ein langes Gedicht mit korrekter Silbenzahl geschrieben, mit dem der Maler dem Gelächter preisgegeben wurde. Da konnte Dürer u.a. lesen:

....

⁸⁷ *Dichtungen*, Rupprich I, S.128 [Eine jede Seele, die ewig leben soll, die wird durch Jesu Christo erquickt, der da ist aus zwei Substanzen in einer Person, Gott und Mensch, was allein durch die Gnade geglaubt und durch natürliche Vernunft nimmermehr verstanden wird.]

⁸⁸ ebd. S. 128 [du aller Engel Spiegel und Erlöser der Welt, dein großes Leiden sei für meine Sünde ein Widergelt.]

Ihr kenndt ohn zweifel einen mann,
Hat kraußes haar vnnnd einen bart,
Der ist auß angeborner art
Ein maler ye vnnnd allweg gwesen
Vnnnd darumb daz er schreibn vnnnd lesen
Zwo elen vnnnd ein vrtel kan,
Vermeint er sich zu vnsterthan,
Die kunnst der schreiberey zu treiben,
Hat angefangen reimen schreiben.
Daz will im doch nit gleich an sthan,
Vnd möcht im wohl also erghan,
Wie auf ein zeit aim schuester bschach,
Do er eins malers bild ansach,

.....

.....

.....Also sag ich auch diesem Mann
So er das Malerhandwerk kann,
Da□s er dann bei demselben bleib,
Damit mans Gspött nit aus ihm treib.⁸⁹

.....

.....

Da hatte Albrecht Dürer es schwarz auf weiß: Seine Arbeit war das **Malerhandwerk**, Reime dagegen eine Sache der Gelehrten, der Humanisten.

Da schlug Dürer zurück: Ein Maler sei er alle Zeit gewesen und werde es bleiben. Vorgenommen habe er sich aber auch:

⁸⁹ ebd. S.129. [Ihr kennt ohne Zweifel einen Mann, hat krauses Haar und einen Bart, der ist von Geburt an, seit je, ein Maler gewesen und nur weil er schreiben und lesen kann, untersteht er sich, die Kunst der Schreiberei zu treiben, hat angefangen Reime zu schreiben. Das steht ihm jedoch nicht an und es möchte ihm deshalb ergehen, wie es einem Schuster geschah, der eines Malers Bild ansah. Also sage ich auch diesem Mann, so er das Malerhandwerk kann, dass er dabei bleibt, damit man nicht Gespött mit ihm treibt]

*Noch was z' lernen, daz ich nit kann,
Darumb strafft mich kein weißer mann,⁹⁰*

Doch wenig weise ließ Albrecht Dürer dann seinem Zorn Lauf.
Schrieb selbst ein Schmähdgedicht:

Es ist zu wissen inn der frist,
Das ein schreiber zu Nürnberg ist,
Meiner herren gar ein werth mann,
Darumb daz er missif schreiben kan.

.....

Dieser Schreiber habe nur eine Form gelernt und nie eine andere
begehrt. Sei ein Schreiberling, dem es gehen werde wie einem
Notarius. Der wollte ein gewünschtes Schriftstück schon aufsetzen,
wären da nicht die Namen der zwei, die vor ihm standen. *Der erst
hieß Götz* (wie der Pfalzgraf Götz von Berlinchingen, der Ritter mit
der Eisernen Hand, ein Feind Nürnbergs, ein *ewig Feind!*) *der ander
Rosenstammen*. Frantz und Fritz waren dem Schreiber wohl bekannt,
doch:

Der Namen finndt ich inn mein Form nicht.

Auf Engstirnigkeit und Judenfeindlichkeit wird da angespielt.
Letzteres war auf Pirckheimer gemünzt, der vom Rat der Stadt zehn
Jahre zuvor mit der Vertreibung der Juden beauftragt gewesen war.
Maximilian I hatte dem Drängen Nürnbergs nachgegeben und die
Erlaubnis dazu erteilt. Stadtknechte unter Pirckheimers Leitung
sorgten im Frühjahr 1499 für einen ›sicheren‹ Abzug der
Ausgewiesenen. Er konnte verletzend werden, der Albrecht Dürer,
wenn man ihm zu nahe trat, ihm mit akademischem Dünkel kam
oder auch mit schmähenden Worten. Dann schlug er - so in diesem

⁹⁰ Ebd. S.130 [Noch was zu lernen, das ich nicht kann - dafür strafe mich
kein weiser Mann.]

Fall - weit über die Stränge. Bot dem Lazarus Spengler auch noch eine *artzenneij* an, Arznei, die er selbst herzustellen versprach, Lauge für die Augen, Öl für die Ohren. Man konnte sehr derb werden, seinerzeit:

*Auch wer da hat ein stinnkens maul,
dem ist die Leber inn bauch faul.*

....

*Vnd welchem sein arschloch oft bluete
Darfur ist Spieglers Damis guet.*

....

*Aber so du lang willst leben
Mustu oft für milch treck geben.
Darumb, wer hundert jar allt wird,
An dem ist mein rath wol gespürt.
Dannoch will ich reimen machen,
Sollt der schreiber noch mehr lachen,
Spricht der harig partet maler,
Zu dem spöttigen [rat]schreiber.⁹¹*

Über eine Reaktion der beiden Angegriffenen schreibt Dürer nichts, aber er schreibt weiter, nun für sich, geht in vielen Reimen mit sich zu Rate, ohne Willibald Pirckheimer dabei mit Namen zu nennen:

*Gen kein freündt sollt dich merken lan,
Daß du sein gunst nitt mehr wolst han.⁹²*

⁹¹ ebd. S. 130 f [Auch wer da hat ein stinkendes Maul , dem ist die Leber im Bauch faul Und welchem sein Arschloch oft blutet, Dafür ist Spiegler Damis gut....Aber wenn du lange leben willst , must du oft für Milch Dreck geben. Darum, wer hundert Jahre alt wird, der spürt wohl meinen Rat. Dennoch will ich Reime machen, soll der Schreiber noch mehr lachen. Spricht der haarige Maler zu dem spöttischen Ratschreiber.]

⁹² Brief Nr.19, Rupprich I, S.139 [kein Freund sollte dir anmerken, dass du seine Gunst nicht mehr haben willst]

Doch dann muss es Albrecht Dürer gereut haben, dass er sich so gehen ließ. Er besinnt sich auf christliche Tugenden, fordert (sich) zu einem gottgefälligen Leben auf, zeigt sich einsichtig, dass man niemandem die Schuld geben dürfe, wenn man von Gott und den Menschen verlassen wird.

*Wer seiner zung nitt meister ist,
...Der red übell zu aller frist.⁹³*

Offenbar war die ganze Sache bekannt geworden, hatte zur sozialen Ächtung des Künstlers geführt. Dürer hatte sich Feinde geschaffen, sieht sich in Not, ruft Heilige Frauen, die Mutter Gottes, ihren Sohn an - sie mögen ihm beistehen.

*O Barbara, du raine mayd
Komm mir zu hülff inn gröstem laidt,
.....⁹⁴*

In der Folge beginnt Dürer sich sehr grundsätzlich mit ›Freundschaft‹ und Freunden zu befassen:

Darnach macht ich den "Von bösen vnnnd gueten freündten"

*Wer inn nöthen von seim freündt weicht
Vnd sich leichtlich seins freündts verzeicht,
Wer nit mit vleiß zu hertzen list,
Welcher sein recht treüer freündt ist,
Vnnnd wer alzeit recht will haben
Vnnnd seines freündts nucz will vertragen,
Wer allweg mit ijedermann zürnt
Vnd hergeht, alß sej er gehürnt,
Jst ein solcher ein gwalltig mann,
Wer kann da sein vnd im recht than?⁹⁵*

⁹³ [Wer seine Zunge nicht meistert, der redet Übles zu aller Zeit.]

⁹⁴ ebd. S.134 u. 139

....

Hat der Pirckheimer mit Fleiß in seinem Herzen geforscht, ob er diesem Albrecht Dürer ein treuer Freund gewesen? Wo war der Humanist in dessen Not? Willibald Pirckheimer hatte Nutzen aus ihrer Freundschaft ziehen wollen, so in Venedig, wo der Maler, sich nicht auskennend mit den gewünschten Luxusartikeln, viel Mühe und Zeit aufwenden musste. Den *liben hern* sieht er nun ganz anders, nimmt Abstand von ihm:

*Denn wer stets begert, knie z'piegen,
Daz man sich vor im soll schmiegen,
Ist besser, ein solchen zu meiden
Dann mit betrübnis von im leiden.*⁹⁶

Warum ließen diese Reime nie aufhören? Nur in einer Anmerkung zu den Venedig-Briefen findet sich einmal erwähnt, dass einige Zeilen *wahrscheinlich* den Pirckheimer meinen, «dessen herrische Art Dürers Freundschaft gelegentlich harten Proben unterwarf»⁹⁷. Tatsächlich versuchte sich Dürer klar zu werden über seine Ansprüche an Freundschaften, darüber, was er von einem guten Freund erwartete:

*Dann welcher dein gueter freündt ist,
Der braucht gegen dir kein arglist,*

⁹⁵ ebd. S.134 [Wer in Nöten von seinem Freund weicht, Und leicht von seinem Freund ablässt, Wer nicht mit Fleiß im Herzen liest, Welcher sein recht treuer Freund ist, Und wer alle Zeit Recht will haben, Und dem Freunde Nutzen will mindern, Wer jederzeit mit jedermann zürnt, Und daher geht, als sei er gehörnt, Ist ein Solcher ein mächtiger Mann, wen kann es da geben, es ihm recht zu tun.]

⁹⁵ Rupprich I, S.135 und Lange/Fuhse S.86

⁹⁶ ebd. S. 135 [Denn wer stets begehrt, das Knie zu biegen,
Dass man sich vor ihm beugen soll,
Ist es besser einen solchen zu meiden
Als durch ihn Betrübnis zu erleiden.

⁹⁷ ebd. S. 135

*Daz er dir nichts inn vbeln kehrt
Vnnd dir doch allweg bels wehrt,
Auch dich nimmer in nöthen lat
Vnnd inn anfechtung für dich stat.
Der auch allzeit mitleiden tregt,
So du mit trauren bis bewegt,
Vnd der dich nimmer gringer acht,
Dann er sich allweg selber macht.
Solchen freündt hallt fleißig in ehrn
Vnd laß dich mit nicht von ihm kehren⁹⁸*

...wer ohne Arglist dir gegenüber ist, dir nicht Übel will, ... In seinen Reimen formulierte Albrecht Dürer einen hohen Anspruch. Den kann Willibald Pirckheimer nicht erfüllt haben, zu eitel war er, zu sehr überschätzte er sich. Und so kommt Dürer zu dem Schluss,

*Den freündt magst wol mit ehrn meiden,
von dem du allweg must leiden.⁹⁹*

Mit Lazarus Spengler scheint Dürer sich wieder ausgesöhnt zu haben. An ihn stellte er wohl auch nicht so hohe Ansprüche. Zum Reichstag in Augsburg 1518 sind die beiden Männer mit Kaspar Nützel, dem Ratsherrn und späteren Aufseher über das Klarakloster in Nürnberg als Drittem im Bunde, in fröhlicher Runde zusammen und schreiben - wohl recht weintrunken - einen Brief an Caritas Pirckheimer. Ihr Bruder Willibald Pirckheimer ging dagegen seinen

⁹⁸ ebd. [Denn wer dein guter Freund ist, der braucht gegen dich keine Arglist, Dass er dir nichts ins Üble verkehrt und dir doch immer Böses abwehrt, Auch dich nie in Nöten lässt und bei Anfechtungen zu dir steht. Der auch jederzeit Mitleid hat, so du von Trauer bewegt bist, Und der dich nie gering achtet, wie er es für sich selber hält, Solchen Freund halte fleißig in Ehren und lass dich durch nichts von ihm abkehren.]

⁹⁹ [Den FReund magst wohl mit Ehren meiden, von dem du immer musst leiden] ebd. S. 138 in der Anmerkung dazu heißt es: Gemeint ist wohl W. Pirckheimer.

Weg, weit fort von dem, wozu sich Albrecht Dürer bekannte. Für ihn galt es, sich bei Hofe zu bewähren, die Gunst des Kaisers zu gewinnen, sich in ihr zu halten. Sein Denken war das eines Kriegers und Günstlings. In einem seiner Brief nach Venedig (die alle nicht erhalten sind) hatte er offenbar damit geprahlt, er wolle mit dem König nach Italien ziehen, wo Maximilian sich vom Papst zum Kaiser krönen lassen wollte, gegen den Willen der ihm feindlich gesonnenen Venezianer. Dürer aber schrieb daraufhin aus eben diesem Venedig, dass er versucht habe, *narnfederle* für den Pirckheimer zu bekommen. Narrenfedern für einen, der sicher gut empfangen würde, denn die italienischen Landsknechte hätten Sensenspieße mit 278 Zähnen, alle vergiftet:

O, wen jr hñ wert, was wurd jr r welscher lantzknacht finden! Wy gedenck jch so oft an ewch! Wolt got, das jrs vnd Kuntz Kame[e]er solten sehen. Do haben sie runckan mit 278 spczen, wo sie ein lanczknecht mit an rüren werden, so schtirbt er, wan sy sind all vergift. Hej, jch kann woll thon, will ein welscher lanczknecht [werden]. Dy Fenedier machen gross folk, des gleichen der pobst, awch der kung von Franckreich. Was traws wirt, daz weis jch nit. Den vnsers künix spott man sehr etc.¹⁰⁰

Maximilian war als kriegslustig und für seine Niederlagen bekannt. Weniger bekannt ist, dass Willibald Pirckheimer zu seinem Kriegsgefolge gehörte. Im ›Schweizerkrieg‹, im Jahre 1499, hat er nicht gerade heldenhaft ausgesehen. Er musste den »Zuzug« Nürnbergs ins Heerlager des Königs an den Bodensee bringen und brach auf, nach eigenen Angaben,

¹⁰⁰ Venedig-Brief Nr. 8, Rupprich I, S. 55. [Oh, wenn Ihr hier wäret, was würdet Ihr schöne italienische Landsknechte finden! Ihre Sensenspieße mit 278 Zähnen, die sind alle vergiftet. Da täte er, der Dürer, selbst wohl ein Welscher Landsknecht werden wollen, zumal die Venezianer, desgleichen der Papst und der König von Frankreich viel Volk aufstellen. Was draus wird, das weiß ich nicht, denn unseres Königs (Maximilian I) spottet man sehr.]

»mit 400 Mann Fußvolk, einem aus 60 Mann bestehenden Reitergeschwader, sechs Feldschlangen und einem größern Stück Geschütz, endlich acht Wagen voller Schießpulver, Gezelten und sonstigen Kriegsbedürfnissen.«¹⁰¹

Es wurde groß aufgeboten - bei der Aufzählung wohl auch stark übertrieben - doch für Nürnberg galt es in Zahl und mit viel Pracht bei Maximilian Eindruck zu schinden:

»Fußgänger und Reiter waren mit roten Mänteln und ebenso auch die Wagen behangen,«¹⁰²

in die Farben des ›Hofes‹ also waren sie gekleidet, was Maximilian ein zufriedenes Lächeln entlockte, wie Pirckheimer stolz vermerkte.

Und später die Toten? Wer sah sie, wer zählte sie? Nur einmal nennt der Chronist Zahlen, doch da erzählt er, zurückblickend, von der Burgunderschlacht, auch gegen die Schweizer geführt, von Karl dem Kühnen, der zu leichtsinnig war und das mit dem Tode bezahlte.

»In jener Schlacht fielen - nach der Eidgenossen Aussage - über 30.000 Menschen. Ich selbst, als ich später einmal die Schlachtstätte besichtige, sah daselbst so ungeheure Beinhaufen, daß mir die Zahl der Getöteten noch zu gering angegeben schien.«¹⁰³

Hatte bei seinen eigenen Feldzügen viel mit ansehen, ertragen müssen, der Pirckheimer, hatte selbst beigetragen zum Abschlachten der Gegner, der Bewohner in geplünderten und verbrannten Dörfern: Gemordete Frauen, Kinder wie wandelnde Tote, von einer alten Frau auf eine Wiese geführt, Gras, nichts sonst

¹⁰¹ Der Schweizerkrieg, S.105

¹⁰² ebd. S.106

¹⁰³ ebd. S.55

mehr zu essen. Wahrheitsgetreu, aus eigener Anschauung, so beteuerte Willibald Pirckheimer, schildere er all dies in seinem Buch über den »Schweizerkrieg«, über das immerzu Krieg führende Deutschland.

Und seine Rückkehr aus diesem elenden Krieg? 15.000 und mehr Leute waren losgezogen. Wer am Leben blieb, kam aus den vernichtenden Niederlagen der ›Kaiserlichen‹ ausgemergelt, entkräftet ins Lager von Maximilian I zurück. Auch Pirckheimer, der sich dann verteidigen musste bei Hofe gegen einflussreiche Leute, die ihn schalten, sich feige vor dem Feind davongemacht zu haben.

Konnte es Verständnis, Mitgefühl geben bei einem Patrizier mit seinen Aufgaben, seinen Erfahrungen bei Hofe, in der Stadt, bei einem, der seines bürgerlichen Lebens überdrüssig war? Er wäre lieber Ritter, Burgherr geworden, verrät er dem Ritter Ulrich von Hutten, der auf der Burg Steckelberg lebte, westlich von Fulda, auf der Hochrhön. Der schrieb Klartext zurück:

»vergleiche nicht Dein Leben mit meinem! Man lebt auf dem Feld, im Wald und in den bekannten Burgen auf dem Berg. Die uns ernähren sind bettelarme Bauern...Der einkommende Ertrag ist, gemessen an der aufgewandten Mühe, geringfügig; aber man sorgt und plagt sich sehr, daß er großmächtig werde. Denn wir müssen höchst sorgsame Hausväter sein. Sodann müssen wir uns in den Dienst eines Fürsten stellen, von dem wir Schutz erhoffen...Aber auch wenn ich es tue, ist diese Hoffnung täglich mit Gefahr und Furcht verbunden. Gehe ich nämlich von Hause fort, so muß ich fürchten, auf Leute zu stoßen, mit denen der Fürst, wie bedeutend er auch sein mag, Fehde oder Krieg führt und die mich seinetwegen anfallen und wegschleppen...Unterdessen gehen wir nicht einmal im Umkreis von zwei Joch ohne Waffen aus. Kein Dorf können wir unbewaffnet besuchen, auf Jagd und Fischfang nur in Eisen gehen. ... kein Tag vergeht, an dem uns nicht ein Zank hinterbracht wird, den wir dann möglichst vorsichtig beilegen müssen. Denn sobald

ich zu eigensinnig das Meine behaupte oder Unrecht ahnde, gibt es Krieg... Nicht unter Fremden, mein Freund, nein, zwischen Nachbarn, Verwandten und Angehörigen, ja sogar unter Brüdern. Das sind unsere ländlichen Freuden, das ist unsere Muße und Stille!«¹⁰⁴

Da mochte Willibald Pirckheimer wohl doch lieber die Stille und Muße seiner Bibliothek vorziehen. Die wurde und wird gerühmt, auch Pirckheimers Übersetzungen antiker Autoren aus dem Griechischen und Lateinischen. Dürer hatte davon Nutzen für seine Suche nach den theoretischen Schriften antiker Autoren zu Kunst, Mathematik und verwandten Studien, deshalb seine Dankbarkeit. Doch persönlich blieb die Entfremdung nach ihrer Kontroverse um die Dichtkunst groß, wurde noch entschieden gesteigert, da Dürer sich offen zum *Doktor* Martin, zu Luther bekannte und mit ›in Haft‹ genommen wurde für die zunehmende Radikalisierung der Luther-Anhänger, zu denen auch ein ›Bursche‹ und ein Geselle Dürers gehörten. Beide wurden der Stadt verwiesen. Ob Dürer deshalb auf offener Straße angespuckt wurde? Der Täter kam in Haft, doch Dürer setzte sich - da man es ihm riet - für dessen Freilassung ein. Pirckheimer selbst war nach anfänglichen Sympathien für die Reformation wieder ›guter‹ Katholik geworden.

Es war dann Willibald Pirckheimer, der letztlich 1427, ein Jahr vor Dürers Tod, die Verbindung zum Künstler abbrach. Da schickte er ihm einen langen Brief und ein Buch ins Haus. Es war die frisch erschienene Ausgabe der »Charactere« des Theophrast, eine Art Sittenspiegel, da der griechische Philosoph darin auch eine Anzahl tadelnswerter Charaktere schildert. Im Begleitschreiben, das sich am Schluss als ein Abschiedsbrief erweist, schrieb Pirckheimer, Dürer direkt ansprechend:

»Bilibald Pickheymer wünschet seinem lieben frend Albrecht Dürer alles gutes.

¹⁰⁴ Borst, Lebensformen im Mittelalter, S. 179/80

Dyß liebliche vnd holdselige büchlein, welches mir vor diesem von einem sehr guten vertrauten freunde geschenket ist, hab ich fürgenommen dir, mein insonders lieber freund Albrecht, ferner zu verehren, vnd solches nicht allein von wegen vnser gegeneinander beyderseyts tragenden Frenschafft, sondern auch der vrsach halben, damit du als ein fürtrefflicher meister der malerkunst auch schawen möchtest, wie so gar kunstreich vnd artig der alt weiß Theophrastus die menschlichen begierden, eigenschafften vnd zuneigungen abzureissen gewust, welche zwar durch die gesetze vnd gute zucht oder vnterweisung bißweilen ein wenig in zaum gehalten werden, jedoch zuzeiten sich gar lang zuverbergen vnd nur nach gegebener gelegenzeit vnd anlaß auß den aller tieffesten hölen der hertzen herfür zubrechen pflegen. Das solches die lauter warheit sey, beweisen vnnd bezeugen auch die gegenwertige zeiten leyder nur allzuviel, in welchen all zu grosse freyheit auch all zugrosse verachtung gebiret,

Leb wol. Gegeben auß vnserm hauß am tag Egidij im 1527 jar deß heils«¹⁰⁵

Leb' wohl! Die Formel für einen endgültigen Abschied, kühl ergänzt, aus »unserem Haus«, das Datum, keine Unterschrift.

Nach diesem kühlen »Leb' wohl« kam Dürers Tod am 6. April 1528 auch für Willibald Pirckheimer überraschend. In Briefen an die Familie und an Freunde zeigte er sich sehr betroffen:

»Albrecht, den ich geliebt mehr als die eigene Seel«, schreibt er an einen Freund:¹⁰⁶ Für seinen öffentlichen Nachruf wählte er die Form eines Klageliedes in Versen. Seine »Elegia« wurde später jedoch weitgehend wörtlich genommen, ihre für eine antike Gattung

¹⁰⁵ Brief Nr. 62, 62a, Rupprich I, S. 119/S. 120 die Übersetzung von Hns (III) Imhoff ins Deutsche.

¹⁰⁶ nach Thausing, Bd 3, S. 300 ff

typische Formelhaftigkeit übergangen¹⁰⁷ und die Stilisierung Dürers zu einem künstlerischen Genie von äußerst tugendhaftem Charakter übernommen. So haben Pirckheimers Nachrufe das Dürer-Bild bis heute geprägt.

Ein Toter kann sich nicht wehren.

Ob Agnes Dürer erfuhr, wie sie bald darauf von Pirckheimer aufs Ärgste verunglimpft wurde? Erneut in einem Brief an einen Freund beschuldigte er sie, ihren Mann isoliert zu haben, des Geldes wegen zur Arbeit angetrieben zu haben. Sie sei schuld an seinem Tod. Was brachte Pirckheimer zu solchen Unterstellungen? Wenn er noch Kontakt mit Dürer gehabt hätte, wäre ihm klar gewesen, wie sehr Dürer sich selbst zu seiner letzten Arbeit trieb, zu seiner ›Proportionslehre‹.

Die *Vier Bücher menschlicher Proportion* erschienen posthum, gedruckt zu Nürnberg durch Hieronymus Formschneyder, verlegt von Albrecht Dürers Witwe Agnes. Auf sie ausgestellt die *keyserliche freyheit*, der auf zehn Jahre geltende Schutzbrief des Kaisers: Die Witwe habe sich *willens* erklärt, heißt es darin, *für diese Bücher zum Teil Formen schneiden und sie drucken zu lassen*. Illegale Nachdrucke - sollte es sie geben - *kann die genannte Witwe oder die sie dazu beauftragte, in allen Orten in ihre Gewalt und Hände nehmen und behalten*. Kaiserlicher Schutz vor Kopisten mit einer Strafandrohung. Pirckheimer wurde nicht mehr gebraucht, nicht als ›Beschützer‹ des Werkes.

Ging da bei ihm der Samen auf für den abgründigen Hass auf das *weib* seines »besten Freundes« Albrecht Dürer?

¹⁰⁷ s. dazu Grebe, S. 134 ff

Teil 2

Tod der Mutter 2

Ein Bild der Mutter, sechs Wochen vor ihrem Tod. Da war es nicht abzusehen, wurde von der Tochter geglaubt, der Bruch sei heilbar. Doch es kam anders: Sie musste nicht nur - wie der Vater - ihr Zuhause verlassen, es wurde das Krankenhaus, die Reha, Endstation Pflegeheim.



Das Entsetzen war groß gewesen, sie so wiederzufinden, im Krankenhaus, am Tropf, diese klein gewordene, auf Haut und Knochen geschrumpfte Frau. Was mag sie selbst gedacht haben beim Aufwachen aus der Narkose, was mag man ihr erzählt haben? Sie sprach nicht darüber, leugnete schlichtweg alles: »Ich bin nicht krank.« Ihrem Sohn wollte sie keine Nachricht zukommen lassen, er sollte sie wohl so, an dem Ort, in dem Zustand, nicht sehen.

Sie war eine stets auf ihr Aussehen bedachte Frau gewesen, jede Woche bei der Friseurin, bis zuletzt schöne dichte Haare, die Farbe Weiß in Grau, es wurde in alter Weise auf Lockenwickler gedreht.

Und beweglich war sie geblieben, bückte sich schneller als die Tochter, wenn ihr etwas zu Boden fiel. »Ich mache noch jeden Morgen meine Gymnastik.« Und darum, weil der Glaube fit zu sein, ungebrochen, immer wieder dieses:

»Ich bin nicht krank.«

Darauf beharrte sie mit all der ihr eigenen Sturheit, auch wenn ihre Augen immer länger geschlossen blieben, das aufrechte Sitzen sie schnell ermüdete. Und dennoch konnte sie immer noch erstaunlich kraftvoll reagieren, wenn es von der Schwester hieß bei der Versorgung - das war nicht jedes Mal so höflich - »bitte jetzt drehen.« Essen wurde bald nur als Brei gebracht, weichen, saftigen Kuchen von zu Hause aß sie mit Appetit und in Gänze. Voller brauner Flecken, die ausgezehrte Haut schon lange übersät, aber täglich sorgfältig von ihr gecremt, nun dazu tiefblaue Flecken an den Händen und Armen, Zeugen oft vergeblicher Versuche noch irgendwo eine Vene zu finden. Sie hatte sich immer gerne



fotografieren lassen, hatte sich dann in Pose gesetzt, manchmal stolz - fast hochmütig - in die Kamera geschaut, selten einmal so entspannt gegessen.

Sechs Jahre waren es geworden ohne ihren Mann, nun war auch sie ein ›Oberschenkelhalsbruch‹, im Bad gestürzt, der Rettungsdienst hatte Mühe, sie aus dem engen Raum zu bringen, spät in der Nacht, doch erst am übernächsten Tag operiert in der Unfallklinik der Stadt. Sie lag zwei Tage in der Intensivstation, eine Dreiundneunzigjährige, namenlos, nur mehr ein ›Barcode‹, weil Krankenakten inzwischen digital geführt und Transporte durch den riesigen Krankenhauskomplex auf vorprogrammierten Wegen erfolgen. Sie hatte - das erfuhr die Tochter erst nach Tagen von der Ärztin am Telefon, später auch schwarz auf weiß aus den Papieren - doch sofort nach Einlieferung eine erste OP gehabt, aber »leider« beim Nageln einen zweiten Bruch erlitten. Deshalb hatte man sie liegen gelassen, sie kam zweimal unter das Messer.

»Ich bin nicht krank!«

Dabei blieb sie bis zum letzten Tag auf ihrer ›Tour‹ durch Klinik, ›Rehabilitation‹, Pflegeheim. Bis zu ihrem Sturz hatte sie sich alleine versorgt. Von der Tochter wurde nur das ›Notwendige‹ angenommen, wobei so viel notwendig wurde. Für alles war der Vater zuständig gewesen, Strom, Heizung, Rechnungen Als die Tochter mit ihr das Telefon auf ihren Namen ummelden wollte, gab man ihr zwar einen Vertrag, wollte aber den des Toten erst am Ende der Kündigungsfrist, nach einem halben Jahr, enden lassen. Der beflissene Mann hinter dem Tresen ließ sich erst nach energischem Protest - es könne ja wohl nicht sein, dass man für einen Toten so lange weiterzahlt! - von einer Kollegin zeigen, dass es auch anders ging. Und dann die Versicherungen! Das Sterbedokument ihres Mannes brachten der Mutter den unangemeldeten Besuch eines Vertreters und eine Unfallversicherung ein. Die Tochter kündigte sofort, es folgte eine Schimpfkanonade per Telefon. Die andere Versicherung schickte eine Dame mit einem dicken Musterkoffer,

um eine erweiterte Hausratsversicherung anzupreisen. Auf die Frage der zufällig anwesenden Tochter, woher sie vom Tode des Vaters wusste, hieß es: Wir haben mit der Sparkasse eine »Partnerschaft«. Auf deren Website war davon nichts zu lesen. Der Landesbeauftragte für den Datenschutz bekräftigte, eine Weitergabe privater und so sensibler Daten sei verboten. Der Sparkassen-eigene Datenschutzbeauftragte fand das auch, lieferte als Erklärung für den Fauxpas die Information, dass Versicherung und Sparkasse im selben Haus säßen. Eine an sich positive Folge: Die heruntergekommene Sparkassenfiliale wurde kurz darauf gründlich saniert und modernisiert - doch danach konnte die Mutter sich nicht mehr selbst mit Geld versorgen. Sie ließ sich zwar alles zeigen, wollte selbstständig bleiben, doch als sie es alleine versuchte, klappte es nur ein Mal. Sie hatte ihre PIN im Kopf, das war nicht das Problem, doch sie kannte den Button »Bestätigung« bis dahin nicht. Die Informationen auf dem Bildschirm der neuen Automaten waren für sie zu unübersichtlich, die Bilder wechselten zu schnell, sie konnte dem nicht folgen. Weil die Service-Damen der Sparkasse auf so ein Problem noch nicht gestoßen waren, mussten sie gebeten werden, nicht mehr eine neue PIN zu beantragen. Jahrelang hatte der Vater nur einmal im Monat Geld geholt, für die Mutter, die nichts Gewohntes änderte, ein viel zu langer Zeitraum, um sich an die Erklärungen zu erinnern. An den Schalter gehen? Der Bus fuhr nur jede Stunde. Solange sie konnte, hatte sie den mehrere Kilometer langen Weg zu Fuß gemacht, auch zurück, die steile Bergstraße hoch. Ihr Blick auf den Vorschlag der Bankangestellten - »wir haben doch Sessel hier, da können Sie gerne warten« - war vernichtend. Dann doch lieber die Tochter. Mit der Umstellung der Überweisungsformulare auf die IBAN wurde ihr diese Selbstständigkeit genommen. ›Den Kindern‹ hatte sie zum Geburtstag und zu Weihnachten immer ›etwas‹ zukommen lassen. Eine Geldüberweisung an den Sohn, auf veraltetem Formular, kam zurück. Der Bruder wird sich gewundert haben, ob er nachgehakt hat? Sie redete nicht darüber. Da sprach die Tochter es erstmals an:

»Bist Du traurig, dass er so selten kommt, so selten anruft?«

»Da kann man nichts machen.«

»Und ich?«

Du? Bist meine Tochter.«

Doch diese Tochter, beruflich gebunden mit einer vollen Stelle in einem anspruchsvollen Beruf - das hatte sie stets mit Stolz gesehen - konnte im Alltäglichen keine Hilfe sein. Die Alternative, eine ambulante Pflege für das Saubermachen der Wohnung und zur Begleitung für den Einkauf, um ihr das Tragen abzunehmen, lehnte sie vehement ab. Als sie endlich einlenkte, erlebte die Leiterin des Ambulanten Pflegedienstes, wie sie mit funkelnden Augen die Tochter anherrschte: »Das tue ich nur deinetwegen!«

Ein paar Jahre später, ein ganz und gar auf Fremde angewiesener Pflegefall geworden, registrierte sie zwar den Besuch der Tochter, doch Freude sah anders aus. So war es schon bei der Mutter dieser Mutter gewesen, wenn die Enkelin kam. Kein »Guten Tag«, kein »Schön, dass Du kommst«, nur ein »Gut, dass Du kommst, der Schrank muss aufgeräumt werden. «Beharrte sie auf eine Begrüßung, hieß es: »Nein, Nein, die Schwester kommt gleich, dann soll es da nicht so aussehen.« Als ob es jemals anders als sehr geordnet ausgesehen hätte.

Und bei der Mutter? Zu ihr kam niemand anderes als die Tochter. Der Bruder blieb weg, er fragte kein einziges Mal nach ihr, wunderte sich wohl auch nicht, dass ihr Telefon stumm blieb. Er hatte sie nicht mehr als zwei Mal im Jahr besucht. Auch sie fragte nicht nach ihm. Sie hatte nie geklagt, auch wehleidig hatte die Tochter sie nie erlebt. Sie war immer sehr gesund gewesen, wurde als über Achtzigjährige zwar operiert, der graue Star, hatte auch einmal Schluckbeschwerden, doch als sie beim zweiten Mal ohne Behandlung nach Hause geschickt wurde - dem Arzt hatte das passende ›Besteck‹ gefehlt, ging es auch so. Sie sprach nie mehr

davon. Vater und Tochter aber fragten sich, war der enge Hals nicht eher eine psychische Reaktion auf ein Leben, das sie sich anders vorgestellt hatte? Hatte sie nicht schon früher eine labile Psyche gezeigt? Sie hatte das bei ihrer eigenen Mutter diagnostiziert, die ein Pflegefall wurde als ›Querschnittgelähmte‹, eine Diagnose, die medizinisch nie gefällt wurde. Der Familie war bekannt, dass die Großmutter, nach den ersten Anzeichen versagender Beine, einen Entschluss zurücknahm: Sie hatte als ›Haushälterin‹ - die Sprachregelung, wenn eine Frau ihre Rente behalten wollte - zu einem Witwer ziehen wollen. Seltsam, die Wiederholung in der nächsten Generation. Mitten in der Nacht hatte der Vater die Tochter angerufen, voller Panik »Mutti stirbt«. Medikamente halfen. Später, viel später erst, erfuhr die Tochter, nur angedeutet, dass sie vor einer ähnlichen Entscheidung gestanden hatte wie ihre Mutter: Ein Mann war ins Spiel gekommen, ein Lehrer. Ihr Wunschberuf als junges Mädchen. Sie war zu dem Zeitpunkt die Aushilfskraft für die Schulsekretärin. Hatte der Gedanke, mit jenem Kollegen ein ihr angemesseneres Leben zu finden, die Angst vor so einem Schritt, sie durchdrehen lassen? Vermutungen. Sie kam nie wieder darauf zurück.

Als die Tochter das erste Mal auf die Unfallstation kam, stand auf dem Tisch über dem Bett vor der frisch Operierten der Teller, bis zum Rand gefüllt, Kartoffeln, Gemüse, Soße. »Keinen Appetit gehabt?« fragte die Blaugekleidete, als sie den Teller schnappte, ohne einen Blick dafür, dass die an den Tropf Angeschlossene gar nicht in der Lage war, das Essen zu erreichen, die Gabel zu halten. Die Tochter lernte, wer im Krankenhaus mit dem Essen kommt, bringt es nur und räumt auch ab. Später wurde sie in Sachen Pflegeausbildung noch belehrt: »Wir füttern nicht, wir bieten an!«

Nach nur zwei Tagen im Krankenhaus galt die Mutter auf einmal als schwierig: »Sie schreit«. Der Tochter war es peinlich. Das kannte sie nicht von ihr. »Ich schreie nicht.« Doch sie hörte es dann selbst, mehr ein Brummen als einen Schrei, wie von einem Tier. »Wir haben ihr etwas gegeben.« Es müssen starke Beruhigungsmittel

gewesen sein, denn die Tochter traf sie fast nur noch schlafend an. Doch hergeben wollte man sie auch nicht. »Da ist noch eine Entzündung. Wir haben eine Blutkonserve gegeben, wir wollen noch einmal prüfen.« Dabei hatte die junge Ärztin beim ersten Treffen im Flur schon weniger zu ihr, der Tochter, als zu dem Pfleger neben ihr, beide vor dem Computer sitzend, die Krankenakte vor sich auf dem Bildschirm, gesagt, dabei den Kopf auf seine Schulter legend,

»Hier darf sie nicht sterben.«

Noch zweimal bekam sie das zu hören:

»Hier darf sie nicht sterben.«

Abgelehnt der Wunsch einer Überführung an den Wohnort der Tochter: »Mit einer Entzündung dürfen wir nicht transportieren.« Bedenken auch aus dem Sozialdienst der Klinik: »Wir sind gehalten, im Land zu verlegen.« Dann ging es, weil die »Lob- und Beschwerdestelle« des Klinikums - »wir sind direkt dem Chefarzt zugeordnet, ich werde mit ihm sprechen« - half. So wurde einhundert Kilometer weiter, dicht hinter der Grenze, im anschließenden Bundesland, in der »Rehabilitation«, aus der schwierigen Kranken eine »auffällige Demente«. Da versuchte sie, wenn schreien nicht half, immer wieder aus dem Bett zu kommen, überwand - welcher Wille! - das hochgestellte Gitter, fiel auf den Boden. Vor dem an die Wand geschobenen Bett lag von da an eine Gummimatte. Sie - die »Hochaltrige« nannte sie der Arzt - durfte wegen des Beinbruchs nur »aufgestellt«, das heißt, in den Rollstuhl gesetzt werden. »Welche Musik mag Ihre Mutter« fragte die Therapeutin telefonisch an. Klang sympathisch, doch beim nächsten Besuch hing die Mutter mehr, als dass sie saß, im Rollstuhl. Vom Kassettenrekorder auf der Fensterbank schallte Louis Armstrong durch den leeren Raum. Eine Rehabilitation, wo es nichts zu rehabilitieren gab.

Der Tochter war inzwischen klar geworden, die Mutter wurde auch sonst liegen gelassen. Sie schrie, wenn sie im Nassen lag, war zu Hause stark inkontinent gewesen, immer schnell zur Toilette gerannt. Hier, ans Bett gefesselt, hatte sie nur ihre Stimme, die Bettklingel war selbst für die Tochter schwer zu drücken, sie, die »Demente« konnte ohne Brille unmöglich den richtigen Knopf finden, ohnehin war bald schon der Stecker gezogen. Irgendwann war, obwohl ein Kleber in ihrer Kulturtasche, erst oben, dann unten, ihr Gebiss verschwunden.

»Kein Pflegeheim ist gut.«

Ein Satz, wie festgenagelt, nicht mehr auszutreiben aus dem Kopf. Ein Heimleiter sagte ihn, er hatte ein helles Haus, farbig gestaltet, wurde beim Gang durch die Flure von den Bewohnern freundlich begrüßt. Warum dann diese Worte? Sie, die Tochter, begriff erst später, verstand erst da früher Gehörtes einzuordnen. »Jetzt bekommen wir die Leute nur noch zum Sterben« hatte eine Pflegekraft ihr gesagt, als die allen Bürgern verordnete Pflegeversicherung beschlossen wurde und es in ihrer Stadt zu ersten Streiks im Pflegesektor kam. Niemand sprach damals von einer »Teilkaskoversicherung«, niemand von hohen, privat zu leistenden Kosten, weil den Pflegebedürftigen nicht nur die ›gesparte‹ häusliche Ernährung, sündhaft teuer, berechnet wurde, sondern auch hohe »Eigenanteile« zu übernehmen waren, begründet mit Investitionskosten in Bau und Unterhalt der Heime, vom Staat auf die Kranken abgewälzt.

»Wo ist meine Mutter?«

Das war noch in der ›Reha‹. Eine Kopfbewegung über die Schulter. Die Mutter saß, den Kopf hängend, die Augen glasig, im Rollstuhl allein vor einem leeren Tisch. Die anderen Kranken – es war »Heilig Abend« – dicht daneben in einem Kreis versammelt, zwei Pflegerinnen stimmten den Ton an: Weihnachtssingen. Doch kaum eine der Patientinnen sang mit. Warum hat sie, die Tochter, nicht

damals schon begriffen, dass die Mutter auch hier ›stillgelegt‹ wurde? War es der Glaube an den einst guten Ruf der ihr aus dem Berufsleben bekannten Klinik? Auch wenn sie, was alles Medizinische betraf, das Wissen einer Dreijährigen hatte, blieb ihr ein Rätsel, warum sie bis zuletzt nichts begriff.

Weihnachten? Da sollte sie einen »Dem-Platz« finden, ein Bett/Heim für »auffällige Demente«. Zwei Seiten mit Adressen hatte der Sozialdienst ihr in die Hand gedrückt, bis Neujahr müsse sie einen Platz haben, am 3. Januar sei Entlassung. Ihr unbekannt die gesetzliche Regelung, überhaupt alle gesetzlichen Regelungen auf diesem Feld, dass die abgebende Klinik für die Weitergabe der Kranken zuständig ist. Wohl durfte familiäre Hilfe erwartet werden, aber die Vertretung im Sozialdienst ließ sie im Unklaren.



»Wir haben ihre Mutter heute Nacht im Bett der Mitbewohnerin gefunden.«

Das konnte der Pfleger mit einem Lachen erzählen. Da war sie in der für sie vorletzten Station, ein Pflegeheim nur mit Zweibettzimmern. Sie war wohl wieder hoch, hatte den Weg nicht zurückgefunden, war im fremden Bett gelandet. Später nahm die Nachtschwester, die einzige für über zwanzig Patienten auf der

schwierigen Station, die Mutter im Rollstuhl mit auf ihre Tour durch die Zimmer, wieder fiel sie, die Schwester aus Angst - das zusammengeflickte Bein! - ließ sie ins Krankenhaus bringen, die Tochter in der Nacht alarmiert, dann beruhigt, »es ist alles gut gegangen.« Aber dann wieder das Krankenhaus: Eine Entzündung, Quarantänestation.

»Nein, ich bin nicht im Krankenhaus!«

Da wurde die Mutter schon nur noch mit Flüssigkeit versorgt. Muss die Tochter sich ihres Aufatmens schämen? Sie war vor allem erleichtert gewesen, ihre Mutter in diesem Krankenhaus umsorgt und gepflegt vorzufinden. Wie gut sie wieder aussah, wie entspannt. Endlich nicht mehr das Heim, wo der versierte, hilfsbereite Pfleger - »ich bleibe jetzt vierzehn Tage hier« - schon am übernächsten Tag nicht mehr da war. Rotation der Fachkräfte, ein Füllen von Lücken bei einem privaten Träger, Betreiber mehrerer Heime? Dort war sie teilnahmslos gewesen, hatte - als man sie noch ließ - frisch gekochtes, gutes Essen im Speisesaal nicht mehr angenommen. Kein Lächeln mehr, wenn die Tochter kam, wenn sie ging. Hörte die Mutter die Schreie über den Flur schallen? »Ich will hier raus!« Immer noch schob die Tochter den Gleichmut der Mutter auf die Erkrankung, auf die Entkräftung. Erst als nach ihrem Tod Post von der Apotheke kam, »wir haben noch eine offene Rechnung«, holte sie sich in ihrer Apotheke Aufklärung über die Medikamente, die da aufgeführt waren, darunter Psychopharmaka. »Ich dachte, Sie hätten mit der Ärztin gesprochen,« hieß es auf Nachfrage aus der Heimleitung. Es war ein modernes Haus gewesen, lichterfüllt, helle Räume, vom Bett aus sah man auf Bäume. Alles sehr gepflegt, die Flure - auch dort - mit bunten Bildern. Als die Tochter beim ersten Mal den Ausgang nicht fand, zeigte man ihr die Fahrstuhl-Tür, die Ausgänge zum Treppenhaus, alles mit Bildern und Fotos verdeckt, das Weglaufen zu verhindern. Zwangseinweisung, wie im Irrenhaus, war der Tochter durch den Kopf geschossen. Als sie die ›Habe‹ der Mutter holte, zeigte man im Empfang auf einen blauen Müll-Sack in der Ecke. Die

Kulturtasche fand sich nicht darin. Von der Krankenkasse kam eine Nachfrage wegen der hohen Kosten, für zehn Tage Pflegeheim über achthundert Euro: »Ja, wenn Sie einen Mercedes wählen!« - Hatte sie eine Wahl? Die Krankenkasse ließ sich überzeugen, die Beihilfe, der staatliche Arbeitgeber des Vaters, lehnte ab, Erstattung gab es von dort jedes Mal nur nach schriftlichem Widerspruch.

War die Mutter im Sterben allein?

Der Schwesternschülerin, die mit dem Topf kam, schenkte sie ein Lächeln, Natascha, eine junge Russin. Auch in der ›Reha‹ hatte sie bei den jungen Mädchen Nähe zugelassen. Nein, sie wird sich am Schluss nicht allein gefühlt haben. Weniger als die letzten Monate zu Hause, als sie abends nicht einmal mehr den Fernseher anmachte. "Da kommen so viele Wiederholungen." Im Urlaub mit der Tochter, kein Fernseher im Haus, lag sie im großen Sessel, die Augen fast immer geschlossen.

»Bist du müde Mutti?«

»Nein, nein, lass mich man.«

Sie hatte schon vor dem Unfall begonnen abzuschalten. Keine Spur mehr von der Frau, die sich immer selbst behauptet hatte. Wie oft hatte sie sich wohl sagen müsse: ›Ich schaffe es!‹? Ihr Wohnort, in dem sie aufwuchs, Marinestadt, die Bomben. Ihre Angst bei Alarm, weil der Vater schon den Schlaganfall hatte, nicht schnell genug den Weg zum Bunker schaffte. Todesangst. Und sie? Schwanger. Da schien eine Freundin, knapp achtzig Kilometer entfernt ein Ausweg. Doch da war es auch gefährlich: Tiefflieger machten Jagd auf alles, was sich bewegte. »Da sind wir in den Graben gesprungen.« Sie aber war der Freundin irgendwann eine Last, konnte dann noch an anderer Stelle unterkommen. Die Geburt rückte näher. Zu Hause: Alle Geburtskliniken evakuiert. Ihre Zuweisung: Mehr als fünfzig Kilometer entfernt, jenseits des Kanals. Ein Bauer, erzählte sie, war bereit sie zu fahren, nahm als Gegenleistung ihr Bettzeug. Doch am

Kanal stand ›der Engländer‹. Es habe lange Diskussionen gegeben, bis ihr Fahrer übersetzen durfte: In zwei Stunden habe er zurück zu sein. Sie brachte einen kräftigen Jungen zur Welt, der dann die Tuberkulose überstand. Sie hat nur ein einziges Male davon erzählt und einmal, als die Tochter mit den Eltern einen Ausflug machte, sie still wurde in der Kleinstadt am Fluss, da sagte sie mit ganz kleiner Stimme: Hier haben Vati und ich uns verabschiedet.

Die Quarantäne-Station wurde ihre letztes ›Bett‹. Dort sah die Tochter sie zum letzten Mal. Sie wurde erkannt, hörte die Mutter noch einmal sagen: »Nein, ich bin nicht im Krankenhaus.« Ein Gespräch mit der Ärztin, den Zustand der Mutter beschreibend mit vorsichtigen Worten und doch klar erkennen lassend, das ›Stundenglas‹, es war fast abgelaufen. Ein letztes Mal, mit Mundschutz, Haube, Plastikcape. Wie an das ganz nahe Ende glauben, wenn die Mutter – die Bettdecke mit kräftigem Ruck wegschleudernd - sagen konnte:

»Wie komme ich hier raus?«

Da sprach sie es endlich aus:

»Mutti, Du wirst nie wieder laufen können.«

Ein kleine Pause, dann sagte sie: »Dann geh man jetzt. Aber Du schaust doch nach mir?«

»Ja, Mutti. Ich schau nach Dir.«

Gefühle der Trauer? Die hatte sie auch beim Vater nicht gehabt. Dessen Tod – so der Glaube im Freundeskreis – würde sie in Verzweiflung stürzen. Sie aber hatte ihn im Pflegeheim erlebt, wusste, dass er die Situation dort, seine Hilflosigkeit, nicht akzeptieren würde. Das Zweibettzimmer zu teilen mit einem jungen Mann, der halbe Schädel wegoperiert, ein Dachdecker, Berufsunfall, nur noch lallend, mit aggressiven Schüben. Da suchte der Vater

Zuflucht, wo er immer auf Hilfe vertraut hatte.

»Ihr Vater will ins Krankenhaus verlegt werden. Sind Sie damit einverstanden?«

Das hatte der Pflegeheimleiter telefonisch angefragt.

»Das entscheidet er.«

Ihr Vater, das wusste sie, war bis zuletzt bei klarem Verstand, er konnte in eigener Verantwortung handeln. Zum Sterben hat er die Tochter nicht gebraucht. Und seine Frau? »Mutti ist tot!« Als der Anruf kam - wie aus einem plötzlich aufbrechenden Riss aus einer scheinbar undurchdringlichen Mauer hervorbrechend, kam der Schrei aus ihrem Innern. Nur dieser eine Schrei. Wie eine Pflanze, die sie einmal sah, durch steinigen Boden das Licht gesucht, gefunden. Ein Saatkorn, gelegt in den letzten Lebensjahren der Mutter? Als sie, die Tochter, sich kümmern musste? Ewig Tochter. In die Pflicht genommen und trotzdem: Als die Mutter nur noch schleppend ging, aber sich doch gerne ausführen ließ - »Zahlen tue ich,« hieß es dann, wie früher vom Vater - und wie sie dann da saß, am liebsten am Wasser, da gab es etwas zu sehen, die Schiffe, die Jogger und Joggerinnen auf der Promenade, hin und wieder ein Lächeln für die Tochter, da hatte sich auf einmal etwas seltsam umgekehrt: Ein nie gekanntes Gefühl der Zärtlichkeit für diese Frau, die wieder Kind geworden war, mütterliche Gefühle bei einer, die nie den Wunsch nach einem Kind gespürt hatte, nie ein Kind haben wollte. Selbst schon über siebzigjährig verweigerte sie es, als der Anspruch formuliert wurde, die Mutter zu sich zu nehmen, vordergründig, weil der Platz fehlte, tatsächlich, weil sie nicht dazu bereit war, hatte sie doch in den gemeinsamen Sommerurlaube erlebt, wie die Mutter den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend über mit geschlossenen Augen im Liegesessel blieb: Ein Leben wie mit einer Toten, hatte sie gedacht. Das konnte sie nicht.

Als der Sturz im Bad über alles entschied, den ganzen Tag hatte die

Mutter auf dem Fußboden gelegen, erst auf den zweiten Anruf der unruhig gewordenen Nachbarn, die meinten ein Stöhnen gehört zu haben, hatte die Tochter reagiert. Das Konzert an diesem vorweihnachtlichen Nachmittag? Sie hatte gehofft, jemanden dort zu finden, einen, der in und schnell auch wieder aus ihrem Leben gesprungen war, nicht aus dem Kopf zu bringen. Als sie dann, von Anfang an mit dem Schlimmsten rechnend, nach der Fahrt durch die tobende, Regen prasselnde Nacht, die Tür öffnete, hörte sie ihren Namen, den so lange nicht gehörten Kosenamen und sie sah die Freude in ihrem Gesicht.

»Zum Glück wohnst Du nicht so weit entfernt«, hatte sie oft gesagt«.

Agnes

Und immer wieder der Vorwurf der Kinderlosigkeit, ihr die Schuld zuschiebend. Nie gestellt die Frage: Wollte er – der Mann, der Künstler Albrecht Dürer – Kinder? War er zeugungsfähig? Eine Frage, nicht einmal hinter vorgehaltener Hand geflüstert. Warum nicht? Als drittes Kind von Albrecht und Barbara Dürer geboren, durch den Tod der Geschwister Ältester geworden, wurde es seine Aufgabe, den Familienstamm fortzusetzen, seine Pflicht, das wichtigste Argument für Kinder. Doch alle drei verbliebenen Söhne - Albrecht, Hanns und Endres - »pflanzten« sich nicht fort. Das muss nicht heißen, dass Albrecht und Agnes Dürer immer kinderlos waren. Wieso will man das eigentlich so sicher wissen? Eine amtliche Registrierung gab es nicht. Was über die Familie bekannt ist, stammt von Albrecht Dürer d.Ä., nur wenig ergänzt durch den Sohn Albrecht. In ihren Kreisen schrieb man nicht für die Öffentlichkeit. So können Agnes und Albrecht Dürer durchaus ein

Kind gehabt haben, das früh verstarb. 1524, als Dürer die Chronik des Vaters abschrieb, kein Thema für ihn. Er ergänzt nur, dass die Kinder des Vaters bis auf ihn und die zwei Brüder Endres und Hanns gestorben waren. Viele Kinder gingen verloren, überall. Die Hälfte aller Geborenen, heißt es, starb schon im Kindbett oder durch die Pest.

Item wen last jr mich wissen, ob ewch awch kint gschorben sind?

Eingestreut diese Zeile von Dürer in einem der Briefe aus Venedig,¹⁰⁸ beim zweiten, sich längenden Aufenthalt, adressiert an Willibald Pirckheimer, im Oktober 1506. Da bestand Dürers Ehe zwölf Jahre. Die Frage ist doppeldeutig. Sie kann meinen: Nürnberg war erneut von der Pest heimgesucht, Kinder starben, Euch auch? Kann aber auch heißen, mir sind Kinder gestorben, Euch auch? Für das Eine wie das andere fehlen die Quellen, aber eine oft abgebildete Zeichnung Dürers lässt stutzen:



¹⁰⁸ Brief 10, S. 59 [Wenn es so ist, lasst mich wissen, ob euch auch Kinder gestorben sind.]

mein Agnes

So steht es unten, wohl später hinzugesetzt. Drei verschiedene Tinten wurden benutzt für dieses Blatt, nie genauer untersucht, ob die Schrift wirklich von der Hand Dürers oder von anderer. Die technischen Möglichkeiten das herauszufinden, gäbe es.¹⁰⁹

Dieses Mädchen, ein sehr junges, die Ellenbogen aufgestützt, das Kinn in den verschlungenen Händen - das ist Dürers Frau, wird überwiegend angenommen, »in Hausschürze, wie schlummernd«¹¹⁰. Aber es heißt doch auch relativierend: »Das Blatt scheint mehr einem Scherz, als vorgefasster Absicht seine Entstehung zu verdanken; es verrät von der Kopfbildung kaum mehr als die sonst von der Haube verdeckte hohe Stirn und die scharf vorspringende Nase.«¹¹¹ An Stirn und Nase soll man Agnes Dürer erkennen? Wo doch dieses Mädchen kaum als eine Neunzehnjährige durchgehen kann. So alt aber war Agnes Frey, als der Geselle Albrecht Dürer nach Nürnberg zurückkehrte, sie kennenlernte. Da sollte auch schon die These helfen: Sie wird eine ›Jugendliebe‹ gewesen sein, die Zeichnung schon Jahre vor der Hochzeit entstanden. Doch Dürer selbst hat festgehalten: Nachdem er wieder zu Hause war, habe Hans Frey mit dem Vater verhandelt und ihm die *jungfraw Agnes* gegeben.¹¹² Eine Wahl hatte er nicht und es klingt auch nicht so, als hätte er die Jungfrau schon gekannt. Wen kann man also hinter *mein Agnes* vermuten?

Tatsache ist: Ihre Haltung, die wenig ausgeführten Haare, finden sich auch in einer »Geburt Christi« von Dürer.¹¹³ Maria mit dem

¹⁰⁹ Grebe S.82

¹¹⁰ Thausing, S. 142

¹¹¹ ebd.

¹¹² *Familienchronik*, Rupprich I, S. 31

¹¹³ Veste Coburg, Winkler 37, in: Dürer, Das gesamte grafische Werk 2, S.

nach unten gesenkten Blick unter runden Brauen, Mittelscheitel, hohe Stirn, mehr spitze als scharf vorspringende Nase, die Haare auch nur als Kringel angedeutet, über dem Rücken fallend. Joseph und die Räumlichkeit sind nur angedeutet. Seine ersten Marien mögen für Albrecht Dürer ein Anlass gewesen sein nach einer Vorlage für eine Maria, die sich zum Kind neigt, zu suchen. In der eigenen Familie kann er sie gefunden haben. Agnes, das elfte Kind seiner Eltern, die zweite dieses Namens, drei Jahre nach der ersten, im Juli 1479 geboren, elf Jahre alt, als der Bruder die Lehrzeit beendete, fünfzehn Jahre alt, als er zurückkehrte. Da kann er in ihr ein ›Modell‹ gesehen haben, ein Mädchen, das doch wohl eher eine Decke, ein Bett-Tuch vor die Brust gezogen hat. Aber warum nicht auch anders denken? Warum an diesem festgezurrten Vorurteil der Kinderlosigkeit unbedingt festhalten?

mein Agnes

Der Zusatz *mein* ist das Besondere und Auffallende. Dürer hat seine Schwestern nirgendwo erwähnt und, wenn er in seinen Briefen von seiner Frau sprach, nannte er sie nie bei ihrem Vornamen, er schrieb *meine hausfraw* oder *mein weib*, auch *beib*. Auf ihren Porträts steht auch nirgendwo Agnes. Selbst in dem bekannten Porträt in niederländischer Tracht, entstanden im 27. Jahr ihrer Ehe, spricht Dürer von seiner Hausfrau. Warum also sollte *mein Agnes* nicht eine Tochter sein, die erste Tochter wurde in der Regel nach der Mutter benannt, so war es Tradition. Das erste Mädchen von Barbara und Albrecht Dürer bekam ihren Namen Barbara.

Vielleicht ja nur ein schöner Gedanke, um endlich diese zu einem Makel umgedeutete Unterstellung der Kinderlosigkeit bei Albrecht und Agnes Dürer aufzugeben bzw. die ›Schuld‹ hat ja immer nur Agnes bekommen, als könne allein die Frau die Ursache sein. Es gibt kaum einen Dürer-Kenner, der sich um Gerechtigkeit gegenüber Agnes bemühte. Allein Moritz Thausing, der Dürers Schriften gut kannte, sich als erster um ihre Veröffentlichung bemühte, nimmt sie vor den späteren Verleumdungen von

Pirckheimer in Schutz, betont die Schönheit der jungen Frau: Sie und der Dürer des Selbstbildnisses (mit Pelzkragen) an ihrer Seite, da wollte er meinen,

»Daß wohl niemals ein schöneres Paar durch die Brautthüre bei S. Sebald geschritten ist.«¹¹⁴

Aus "Scheelsucht", ¹¹⁵ so meinte Thausing, sei Agnes zum Gegenstand des Spottes und Mitleids geworden, ihre Ehe zu einem sprichwörtlichen Missverhältnis gestempelt, ähnlich zwischen dem von Sokrates und Xanthippe. Diese Unterstellung, über Jahrhunderte immer weiter zugespitzt: Dürer habe »sein hauscreuz« geduldig getragen, sie sei

ein kiffende Eiffer Zuncksuchtig, Geizig waib« - »bey deren Er wenig freüdt und guten tag gehabt.«¹¹⁶

Agnes, herabgewürdigt zu einem tief geschwärzten Gegenbild. Ihr Mann Albrecht Dürer um so mehr erhöht, sein Leben sei allein der Kunst geweiht gewesen, als Mann sanftmütig, tugendhaft. So hatte er sich einmal - ironisch - Pirckheimer gegenüber bezeichnet, in einem Brief aus Venedig, als er meinte, der ›Freund‹ solle sich ein Beispiel an ihm nehmen.¹¹⁷ So wurde Albrecht Dürer im Laufe der Jahrhunderte zu einem *Urbild des deutschen Künstlers* - von ›Kunstexperten‹ glorifiziert, die sich im gleichen Zug selbst, das eigene männliche Geschlecht, erhöhten. Für Albrecht Dürer sei

*... das Menschsein an sich an die Gestalt des Mannes gebunden*¹¹⁸.

Agnes dagegen, noch im 20. Jahrhundert, für dumm erklärt, für

¹¹⁴ Thausing, S.145

¹¹⁵ ebd.

¹¹⁶ nach Grebe, S. 139

¹¹⁷ Venedig-Brief Nr. 7, Rupprich I, S.52

¹¹⁸ Beer, S. 10

einen der renommiertesten Dürer-Experten zu ungebildet:

»Sie meinte, daß der Mann, den sie geheiratet hatte, ein Maler in dem spätmittelalterlichen Sinne wäre, nämlich ein rechtschaffener Handwerker, der Bilder macht, wie der Schneider Mäntel und Anzüge; aber zu ihrem Unglück entdeckte ihr Mann, daß Kunst zugleich eine göttliche Gabe war und ein geistiges Vollbringen, das humanistisches Wissen, Kenntnis der Mathematik und die allgemeinen Errungenschaften einer höheren Kultur verlangte. Dürer wuchs einfach über die Verstandeskräfte und den sozialen Gesichtskreis seiner Frau hinaus, und keinem von beiden ist zu verübeln, daß sie sich dabei unbehaglich fühlten.«¹¹⁹

Die Quellen sagen es anders: Agnes, nicht nur ein Leben lang die Frau an seiner Seite, sie war seine finanzielle Stütze, durch das Ehegeld, und sie war seine Mitarbeiterin, nicht nur beim Verkauf seiner Werke, vor allem auch durch die Versorgung von Gehilfen, die Dürer hinzuzog. Dann trug Agnes die Mehrarbeit, die vom Auftraggeber zu würdigen war:

*Mein hausfraw lest euch bitten vmb ein trinckhtgeldt, das steht zu euch.*¹²⁰

Ein »Trinkgeld« für die Hausfrau nach Eurem Belieben – das war üblich und konnte eingefordert werden. Dürer tat das im Schreiben an den reichen Frankfurter Tuchhändler Jakob Heller, dem Auftraggeber seiner großen, in einjähriger penibler Arbeit erstellten Altartafel. Schon im nächsten Brief kann der Künstler danken:

Mein hausfraw hat euch fast dankht. Euer Verehrung, das ihr geschenkht habt, wil sie euertwegen tragen. Auch dankht euch mein junger bruder der zwaier gulden, so ihr ihme zum trinckgeldt geschenckht habt. Hiermit danckh ich euch selbst auch aller ehren

¹¹⁹ Panofsky, Einleitung S. 8

¹²⁰ Heller-Brief Nr. 19, August 1509 (00267424) und Nr. 20, S. 72 f

etc.

Lebhaft gedankt, *fast dankht*, hat Agnes. War es für einen guten Stoff? Denkbar bei einem Tuchhändler, der möglicherweise zu Edles geschenkt hatte, was der Kleiderordnung, der Schicklichkeit einer Handwerkerfrau in Nürnberg nicht entsprach, den Neid der Nachbarinnen wecken konnte. Sie wollte es tragen, des Gebers wegen, wie den warmen *höcken*, den Mantel aus dickem Stoff, den sie für den Winter in den Niederlanden erhielt, dort nicht als Verdienst, dort aus Ehrerbietung. Und die »Vaterstadt«? Wie stolz sie inzwischen ist auf den »Sohn« der Stadt:

»Nürnberg ist aufs Engste mit dem weltbekannten Künstler verbunden, der hier, von einigen Unterbrechungen abgesehen, sein gesamtes Leben verbrachte und alle seine Meisterwerke schuf.«¹²¹

Große Worte für späte Ehrungen. Seit Dezember 2014 kann man einfliegen auf dem *Albrecht Dürer Airport Nürnberg* (die Umbenennung, Kosten von einer halben Million Euro, vom Freistaat Bayern.¹²²). Statt in der Zisselgasse ist seit 1809/10 das *Dürer-Haus* in der *Albrecht-Dürer-Straße* zu finden, beim *Albrecht-Dürer-Platz*. Seine Hausfrau - Besucher schildern, wie sie im Schürzenkleid und mit der Haube auf dem Kopf zur Küche hochstrebt - wurde auch geehrt: Aus dem Nürnberger *Hundsgäßlein* wurde die *Agnesgasse*.¹²³

Wo bleibt die verdiente Anerkennung? Selbst ihre Reisen zu Messen und Märkten wurden ihr nachteilig ausgelegt:

Agnes Dürer scheint eine resolute Frau mit mehr als zu damaliger

¹²¹ Prof. Dr. Julia Lehner, Kulturreferentin der Stadt Nürnberg: zum Geleit. In: G. Ulrich Großmann u. Franz Sonnenberger: Das Dürerhaus. Neue Ergebnisse der Forschung. Nürnberg 2007, S. 7f.

¹²² Quelle Wikipedia

¹²³ Stadtarchiv Nürnberg, Stichwort Agnesgasse

*Zeit üblicher eigener Initiative gewesen zu sein.*¹²⁴

Tatsächlich war die *hausfrau* auch Handelsfrau, unterwegs, mit weiten Wegen, denn die Ware musste zum Käufer getragen werden. Sie war eine »Verpflichtungsfähige«, ¹²⁵ durfte eigenverantwortlich handeln. Frauen konnten diese Verantwortung übertragen bekommen. Ihre Reisen zu Märkten und Messen führten Agnes u.a. nach Frankfurt zur Ostermesse, zwölf Gulden brachte sie von dort mit. Das war eine Reise von zehn Tagen, Übernachtungen und Essen auf dem Boot, so notierte es Albrecht Dürer später im Bericht über die Niederländische Reise. Ist Agnes - wenn sie zu Messen fuhr - in einer Gruppe gereist? Sicher nie mit jenen Kaufleuten, die im »Nürnberger Hof« in Frankfurt abstiegen, dessen Besitzer der reiche Handelsherr Jakob Heller war. Und über Frankfurt hinaus, fuhr sie auch. Agnes muss auf diesen Verkaufsreisen öfter die Zollschranke in Lahnstein (zu Mainz gehörig) passiert haben, denn der Zöllner dort

kannte mein Weib gut und freute sich, mich zu sehen.

Auch das ist zu lesen, im ›*Tagebuch der Niederländischen Reise*‹. Wer anderes als eine kräftige, selbstbewusste Frau konnte schaffen, was sie sich auf lud.

Und das Leben jenseits der Pflichten? Ihm, dem Mann, Albrecht Dürer, will man gerne zugestehen, dass er eitel war, sich auch etwas gönnte, Geld ausgab fürs Spielen, für Essen- und Trinkgelage. Den Spott über ihn, den *haarig partet maler*¹²⁶, nahm er gelassen, kehrte ihn um in Stolz, hielt fest an seiner Haar- und Barttracht, obwohl die, so wollten es die Freunde in Nürnberg wissen, seinen ›Knaben‹ in Venedig erschreckten. Ob er ihr, Agnes, gefallen hat? Und wie,

¹²⁴ Fedja Anzelewsky: Dürer, Werk und Wirkung. Freiburg und Stuttgart 1980, S. 44

¹²⁵ Otto Borst, S. 422

¹²⁶ *Dichtungen (Spottgedicht an Lazarus Spengler)*, Rupprich I, S. 131,

wenn die Kleidung abgelegt? Gefiel ihr seine kräftige Statur, ein wohl gefüllter Hodensack, dem Manne gleich, den er in seinem Kupferstich ›Das Männerbad‹ hinter den symbolträchtigen, großen Wasserhahn stellte, ihm seine Gesichtszüge gebend. Lieder und Gedichte über den »phallisch-starken Mann«, wie sie aus dem Mittelalter und Spätmittelalter bekannt sind,¹²⁷ werden in ihrem Elternhaus kaum verbreitet gewesen sein. Sicher war sie ›aufgeklärt‹, wie Frauen damals es eben so waren: Geschlechtsverkehr ›live‹ miterlebt, schiefen doch alle Personen eines Haushaltes - Männer, Frauen, Kinder - in einem Raum und in der Regel nackig.¹²⁸ Nur in bessergestellten Häusern gab es Zudecken. Ratschläge über ›eheliches‹ Verhalten wird es von den Müttern, von Freundinnen, Nachbarinnen, vielleicht auch von älteren Schwestern gegeben haben. Ihre aber war jünger. Wie selbstverständlich konnte für sie, eine *jungfrau*, Sexualität werden? Fühlte auch sie sich, weil eine Frau, zu Tugendhaftigkeit verpflichtet? Sah den Geschlechtsverkehr nur als eine notwendige Voraussetzung für das Zeugen? Lust und Leidenschaft waren verpönt. Prediger und Obrigkeit verdammt die Begierde, warnten davor, dem Trieb nachzugeben. Die erste Nacht? Die Jungfernhaut war zu durchstoßen, zu lernen war, dass die noch enge Scheide sich öffnen ließ, feucht und weit werden konnte. Dass die ›Liebe‹ für Frauen oft schmerzhaft beginnt, hat sie es erfahren? Man war nicht unbedingt prüde in jener Zeit, wie auch, wenn sich alles mehr oder weniger offen abspielte. Und dennoch blieb es für ihre Kreise ein Dogma: Kein Geschlechtsverkehr aus Lust und Leidenschaft, Papst und Kirche verlangten den Trieb, diese ewige ›Ersünde‹, zu bändigen, so sah es auch Luther, der vieles ändern wollte, aber das nicht.

Und wie war es, als er sie allein ließ, zweimal für so lange Zeit? Ging sie in ein Öffentliches Bad, ein »Frauenbad«, wie Dürer es zeichnete: Sorgfältige Pflege nackter Körper jeden Alters, schön

¹²⁷ Otto Borst, S. 397 ff

¹²⁸ s. Otto Borst, S. 402 ff

geformte, ungeformte, kleine Kinder im Raum, die Frauen ohne Scham vor kindlicher Neugier, nicht ahnend den Mann im Türspalt, der seine Neugier verbotenerweise befriedigt. Wie kam Agnes ohne ihren Mann zurecht? Treu wird sie gewesen sein, eine Frau riskierte zu viel, auf Ehebruch stand für sie die Todesstrafe, für den Mann eine Buße. Gab es Männer, die während seiner langen Abwesenheiten zudringlich wurden, weil sie eine Frau ohne Beschützer war? Hatte vielleicht der ›Freund‹ Willibald Pirckheimer ein Auge auf Agnes geworfen? Kurz nach der Eheschließung hatte Albrecht Dürer eine Neunzehnjährige zurückgelassen, ein ganzes Jahr lang. Eine seiner Federzeichnungen erzählt eine Geschichte, obwohl ihr Titel wie eine Sachbeschreibung klingt:



»Studienblatt mit drei Köpfen und zwei Füßen«.

Doch zwei der Köpfe sind wohl bekannt. Der das Blatt dominierende Kopf, im Zentrum, gehört einer jungen Frau, Mittelscheitel, die Haare glatt auf die Schultern fallend, eine lange, etwas gekrümmte Nase, ein gerade gezogener Mund, ein Grübchen unter der etwas volleren Unterlippe: Unverkennbar Agnes Dürer. Die Ähnlichkeit mit anderen, wenig späteren Zeichnungen von ihr ist groß, doch nur auf dieser hat die junge Frau tiefe Schatten unter den Augen, einen fest geschlossenen Mund, der ernste Blick ist in die Ferne gerichtet. Auch der etwas kleinere Kopf, links oben in die Ecke gestellt, ist wiederzuerkennen: Willibald Pirckheimer. Eine Zeichnung von ihm, auch von Dürers Hand, lässt keinen Zweifel:



Die hohe Stirn, der lockige Haaransatz (unter die Kappe gezwängt), wulstige Augenbrauen, das Doppelkinn, der Höcker auf der Nase. Dürer zeichnete hier mit dem Silberstift einen Pirckheimer, der sich selber so nicht gerne sah, denn er notierte (unleserlich für den Betrachter) einen Kommentar, auf griechisch, den man frei so übersetzen kann:

Mit dem Schwanz in den After.

Diesen Pirckheimer lässt Dürer aus dem Augenwinkel scheel auf Agnes schielen. Und der dritte Kopf? Er scheint auf den ersten Blick keinen Zusammenhang mit den beiden anderen zu haben. Für

ihn muss man das Blatt drehen und sieht dann am unterem Rand - ein lächelndes, sehr viel jüngeres Mädchens, puppig das Gesicht, Mittelscheitel, die langen Haare auch hier auf die Schultern fallend. Neben ihr zwei Füße, die zur Hälfte unter dem Saum eines Tuches hervorlugen. Zwei Füße, aber den einen sieht man von der Oberseite, der große Zeh ist leicht über den zweiten gelegt, dann folgen die kleinen Zehen. Der andere Fuß zeigt die Unterseite, so wie man sie sieht, wenn man seinen linken Fuß nach hinten streckt und auf die Fußsohle schaut. Ein rechter und ein linker Fuß, gegensätzlich gezeichnet, irgendwie nicht zusammenpassend.

Hat Albrecht Dürer hier zusammengestellt, was als eine Anspielung auf sie beide und den Beginn ihrer Ehe zu verstehen ist? Ihr verhärmtes Gesicht, dem man Arbeit, Mühe und Kummer ansieht, so wird er sie nach seiner Rückkehr vorgefunden haben: Eine Alleingelassene. War seine Reise auch ein Flucht vor den Anforderungen der Ehe? War dem, was man ›füßeln‹ nennt: Berührung suchen unter der Bettdecke - kein Erfolg beschert? Und der als Randfigur eingezeichnete Pirckheimer-Kopf? Mit dem scheelen Blick nach unten kann er kein erfolgreiche Eroberer gewesen sein. Aber er mag es versucht haben. Hat Dürer deshalb, während seines zweiten Aufenthalts in Venedig recht ungehalten auf die Entgleisung reagiert, die sich Pirckheimer ihm gegenüber erlaubte? Von Interpreten und Bewunderern des Humanisten wird sie »eine derbe, gewiss nicht ernst gemeinte Drohung« genannt.¹²⁹ Dürer zitiert aus Pirckheimers vorausgegangenem Brief:

*Vnd als jr schreibt, jch soll pald kumen oder jr wolt mirs weib kristiren, ist ewch vnerlawbt, jr prawt sy den zw thott.*¹³⁰

Pirckheimer wollte, wenn Dürer nicht bald komme, Agnes kristiren -

¹²⁹ Anmerkungen zu Venedig-Brief, Nr. 10, Rupprich I, S.59, wo R. sich letztlich für den Begriff Choramsel entscheidet.

¹³⁰ Venedig-Brief Nr.10, Rupprich I, S. 59 [Nicht erlaubt, - es sei denn ihr vergewaltigt sie zu Tode.]

neuhochdeutsch »klystieren«, einen Einlauf in den Darm machen; *prawt(en)* ist ein Synonym. Damit wird Pirckheimer mit Sicherheit keine ärztliche Handlung gemeint haben. Männerjargon, derb und roh, für die damalige Zeit durchaus typisch. Doch der kam nicht gut an, nicht bei Dürer, dem Ehemann. Pirckheimers Drohung, ihn zum ›Gehörnten‹ zu machen, sei wohl, so steht es in den Anmerkungen, auf einen Rechtssatz aus der »Wilshuter Ehehaft« zurückzuführen,

»wonach der Pfleger einem zahlungsunfähigen zur Geldbuße Verurteilten den Ofen einschlagen, oder aber, wo kein Ofen, dessen Hausfrau prauten kann; "will er's nicht, thuts der Gerichtsschreiber; will's dieser nicht, soll sie dem Amtsmann verfallen sein.«¹³¹

Die Ehefrau, ein Besitz, ihr Körper zum Schuldenausgleich einsetzbar. Ob das derzeit noch galt, sei dahingestellt, auf jeden Fall waren Frauen - Pirckheimer ein Beweis - vor allem Objekte der männlichen Begierde, der derbe Umgang mit ihnen zu finden in allen Gesellschaftsschichten. Dass Pirckheimer sozial weit über ihm stand, sich ganz andere ›Freiheiten‹ erlauben konnte, dass Dürer Schulden bei ihm hatte, die er nach der Rückkehr zurück zu zahlen versprach, lassen die Androhung dieses Mannes noch beklemmender erscheinen. Dürer hat sie in seinem Schreiben letztlich doch nicht gelassen übergangen. Am Schluss greift er zu einer Retourkutsche:

Jtem last mich wissen, wj daz alt kormerle zw prawten sej, daz jr mirs als woll günt.

Er wolle wissen, wie das *alt kormerle* zu *prawten* sei. Ein Spitzname, den zu übersetzen Schwierigkeiten macht: Ein zusammengesetztes Wort, das Chor, Erker und Korn, Getreide meinen kann, aber *merle* steht auch für Maria. Am ehesten überzeugt die Übersetzung mit »Choramsel« in Anspielung auf eine Geliebte Pirckheimers, der von Dürer aufgefordert wird, seine Erfahrungen im *prawten*

¹³¹ Aebd. S. 60

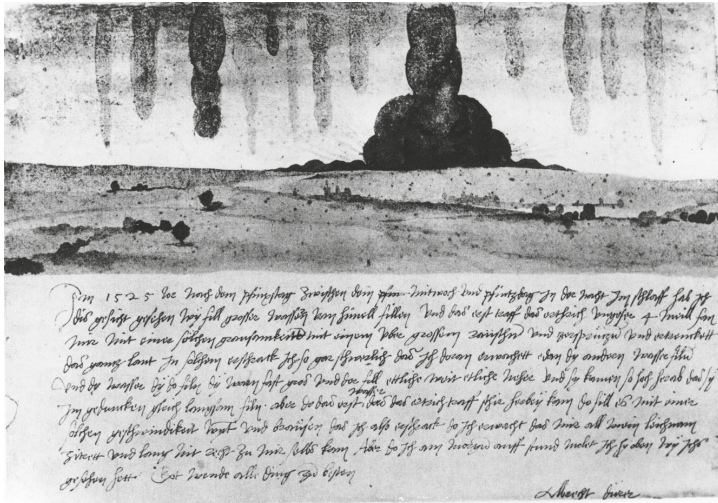
mitzuteilen. Choramsel - oder eine Chorsängerin? Die Klarissinnen in Nürnberg trugen schwarze Tracht, sangen in einem eigenen Chor. Hatte Pirckheimer dort seine *huren freud* gefunden, für die er im gleichen Brief getadelt wird? Dürer wusste offenbar mehr als das, was er in seinem Brief darüber andeutete. Dieses Kreuzen mit typisch männlichen ›Erfahrungen‹ mag zu der späteren Entfremdung zwischen den Männern beigetragen haben.

Große Ängste

Das Erlebnis, so verstörend, dass er es festgehalten hat, Text und Zeichnung datiert, unterschrieben mit vollem Namen, auf einem besonderen Bogen, mit Wasserzeichen, eine Krone. Von Späteren nüchtern benannt: Eine »Aufzeichnung über ein Traumgesicht«, was doch ein Alptraum war, ein Schrecken, der ihn am ganzen Leibe zittern ließ.

Zwischen dem mitwoch vnd pfintztag jn der nacht jm schlaff hab jch dis gesicht gesehen, wy fill grosser wassern van himell fillen. Vnd das erst traff das erthrich vngefer 4 meill fan mir mit einer solchen grausamkeit mit einem ober grossem rauschen vnd czersprüczen vnd ertrenckett das gantz lant. In solchen erschrack jch so gar schwerlich, da jch doran erwachett, edan dy andern wasser filen. Vnd dy wasser, dij do filen, dij warn fast gros. Vnd der fill ettliche weit, etliche neher, vnd sy kamen so hoch erab, das sij jm geduncken gleich langsam filn. Aber do das erst wasser, das das ertrich traff, chir herbeij kam, do fill es mit einer solchen geschwindigkeit, wynt vnd braüsen, das jch also erschrak, do jch erwacht, das mir all mein leichnam zitrett vnd lang nie recht zu mir selbs kam. Aber do jch am morgen auff stund, molet jch by oben, wj jchs gesehen hett. Got wende alle ding zum besten.

Und dies, was er malte:



Eine weite, sanft geschwungene Ebene mit Büschen und Bäumen, Gemäuer einer Stadt, kaum zu erkennen in der Schwärze, zu der er die Farbe vertiefte, kein Mensch, nirgendwo.

¹³² *Traumgesicht*, Rupprich I, S.214 f. [Zwischen dem Mittwoch und dem Pfingsttag in der Nacht im Schlaf habe ich dies Gesicht gesehen, wie viel starke Wasser vom Himmel fielen. Und das erste traf das Erdreich ungefähr 4 Meilen von mir mit einer solchen Grausamkeit, mit einem übergroßen Rauschen und Versprühen, und ertränkte das ganze Land. Darüber erschrak ich so sehr, dass ich erwachte, bevor die anderen Wasser fielen. Und das Wasser, das fiel, waren so groß. Einige fielen weiter weg, andere näher, und sie kamen von so weit oben, dass mir dünkte, sie fielen langsam. Aber da das Wasser, das zuerst das Erdreich traf, schnell herbei kam, fiel es mit einer solchen Geschwindigkeit, mit Wind und Brausen, dass ich erschrak und als ich aufwachte, am ganzen Leib zitterte und mich lange nicht besinnen konnte. Aber als ich am Morgen aufstand, das malte ich - wie oben - was ich gesehen hatte.]

Vier Meilen entfernt fielen die Wasser, schreibt Dürer. Die hängenden Wolken hielt er fest, die erste, mächtige, das Wasser schon entleerend, Himmel und Erde verbindend, eine Wolke, gestülpt wie eine große Saugpumpe über der Anhebung, er hörte das Rauschen, sah ein Versprühen, die Wasser so schnell heranrasen, das ganze Land ertränkend. Gott möge alles zum Besten wenden!

Das widerfuhr ihm am 4. Juni 1525 im vierundfünfzigsten Lebensjahr, nur noch drei Jahre werden ihm bleiben: Der Schrecken in dieser Nacht, warum? Weil auf einmal geträumt, dass sich plötzlich erfüllt der seit Jahrzehnten, Jahrhunderten, immer wieder prophezeite Weltuntergang, die Apokalypse? So wollen es viele sehen, gleichzeitig eine solches Denken abwehrend: Ein Aberglaube. Doch das war das apokalyptische Denken damals nicht. Man lebte im Glauben an eine Endzeit, in der Angst vor ewiger Verdammnis, auch Dürer. Wer konnte dem, was von Papst und Obrigkeit gepredigt, etwas entgegensetzen? Es herrschte in der Tat eine Endzeitstimmung. Dafür gibt es einen Beleg: Die Aufzeichnungen der Äbtissin Caritas Pirckheimer, der ältesten Schwester von Willibald Pirckheimer. In ihrer Schrift »Denkwürdigkeiten aus dem Reformationszeitalter«¹³³ berichtet sie von den Umwälzungen, die ihr Klarakloster durch die Reformationswirren durchlitt. Auch wenn sie sich ganz auf ihren Verantwortungsbereich konzentrierte, weil die Selbstverwaltung der geistlichen Frauengemeinschaft bedroht war, so deutet sie am Anfang ihrer Chronik den weiteren Horizont an: Lange Zeit sei prognostiziert worden, Anno 1524 solle »ein große sindfloiß kumé«¹³⁴, eine so große Sündflut, durch welche alles auf Erden verändert und verkehrt sollt werden. Dann aber setzt Caritas hinzu: Die Erfahrung habe gezeigt, dass die Gestirne weniger Wasser angezogen hätten als vielmehr Trübsal, Angst und Not gebracht,

¹³³ Ursula Pfaffinger, Agnes Sampach [u.a.] , S.131 ff

¹³⁴ ebd. S. 135, auch die folgende Zusammenfassung in Neuhochdeutsch übertragen

und darauf folgend noch mehr Angst und Not und darauf folgend großes Blutvergießen. Denn in dem Jahr habe sich durch die neue Lehre der *luterey* gar vieles verändert, ein Zwiespalt sei im christlichen Glauben entstanden, die Zeremonien der Kirche sei in Vielem abgetan worden und namentlich der Stand der Geistlichen sei an vielen Orten ganz zu Grunde gegangen.

Albrecht Dürer erwähnt die Reformations-Wirren nicht. Grübelte auch nicht über mögliche Gründe für seinen Alptraum. Er suchte Halt allein in seinem Glauben: *Got wende alle ding zum besten*. Fühlte er sich als Anhänger Luthers betroffen von der Gewalttätigkeit, mit der die Durchsetzung der neuen Lehre, die *luterey*, in Nürnberg einherging? Doch wieso sein Traum von einer Überflutung, warum Wasser? Der Glaube an eine Endzeit, die Apokalypse, war ihm vertraut: Das Gottesgericht, die Bestrafung der sündigen Menschheit: *Oh Mensch, gedenke der Posaune...* Immer und immer wieder wird auch Dürer die Mahnung in den Kirchen gelesen haben, die Bilder des ›Jüngsten Gerichts‹ betrachtet, sie als bedrohlich verstanden haben, weil Selbstprüfung verlangend, Selbstbekehrung, einen Wandel fordernd zu gottgefälligem Tun. Doch eben weil er die althergebrachte Überlieferung kannte, wusste er, dass der Apostel Johannes nicht von einer Wasser-Flut gesprochen hatte, sondern von einer »Feuer-Sintflut«, die alles vernichten würde, um Neues zu schaffen. Nur die Gottgefälligen würden überleben, sie würden auferstehen, alle, die auf Erden zu den Gemarterten und Gequälten gehört hatten. Die Hölle den Sündern, den von Gott Abgefallenen. So die Kunde, die der Lieblingsapostel Christi verbreitete.

Warum also eine Überflutung der Erde, die ihn persönlich bedrohte? Wo es doch hieß - aber das war achtzehn Jahre früher - die Sterne stünden gut für ihn. »Ich habe auch unserem Albrecht seine Nativität berechnet«, schrieb der in der Astrologie bewanderte Bamberger Kanoniker Lorenz Beheim am 23. Mai 1507 an Willibald Pirckheimer.

»Er hat den Löwen als aufsteigendes Haus, deswegen ist er mager; weil an dessen Ende das Glücksrad steht, gewinnt er Geld; und weil er im Hause den Merkur hat, darum auch das Talent zur Malerei. Hauptsächlich weil Merkur im Hause der Venus steht, ist er ein eleganter Maler; und weil umgekehrt Venus sich im Hause des Merkur befindet ist er ein talentvoller Liebhaber.....«¹³⁵

und begehre viele Frauen, werde aber nur eine einzige haben, und weil andere Sterne wieder anderes sagten, fand Beheim es schon zu verwundern, dass Dürer in der Tat nur e i n e Frau heimgeführt hatte. Außerdem freue der Künstler sich an Waffen, ziehe gern herum auf Reisen.

Ob Dürer erfahren hatte, was damals über sein Leben, seinen Charakter enthüllt wurde? Dass er nur eine Frau hatte, traf zu, immerhin, und dass er gerne reiste, auch. Der einjährige Aufenthalt in den Niederlanden 1520/21 muss in seinem Gedächtnis noch präsent gewesen sein. Dort machte er eine Erfahrung, die er in seinem Bericht von der Reise ausführlich beschrieb. Dieses ›Tagebuch‹ liest sich in großen Teilen wie ein Rechnungsbuch, was dazu geführt hat, dass er zwar viel genannt, aber offenbar wenig gründlich gelesen wurde. Erneut gelesen und wieder gelesen, findet sich erstaunlich viel über den Menschen Albrecht Dürer, seine Einstellungen, sein Denken, seine Erfahrungen. Nicht üblich in einer Zeit, in der man Privates nicht festhielt. Und es gibt den einen Ausflug, der für seinen Schrecken in der Stadt bedeutsam geworden sein wird, weil der ihm eine so schreckliche Erfahrung brachte.

Dürer war einmal mehr losgezogen, ohne die Frauen, zu Pferde war er in Richtung Zeeland unterwegs, ein Land,

hübsch und wunderbarlich zu sehen, des wassers halben. Dann es ist höher als das erdreich.

¹³⁵ Briefe, Rupprich I, S. 254

Zeeland, zusammengefügt aus sieben Inseln. Noch auf dem Festland in Bergen kaufte Dürer ein, auch für Agnes.

*Item hab zu Pergn meinem weib gekaufft ein niederländisch dün
duch auffn kopff, kost 1 ulden 7 stüber.¹³⁶*

Zurück in Antwerpen wird Albrecht Dürer seine Agnes zeichnen, mit diesem Tuch aus Bergen. Es wird eines ihrer schönsten Porträts werden, in niederländischer Tracht. Ob er ihr von seinem Erlebnis in Bergen erzählte? Bergen. Ein lustiger Ort sei das im Sommer, zwei mal im Jahr große Märkte, das hatte Dürer festgehalten und auch, dass die Nacht vor der Weiterfahrt unangenehm gewesen war:

*Und lag die erste nacht am ancker in der see, es war fast kalt, und
hetten weder speiß noch tranck.¹³⁷*

Bitter kalt und ohne Speise und Trank - es waren die ersten Tage im Dezember. Raue Wetter an der Nordsee, kein Vergleich mit der Heimat und den Flussreisen dort, wo es stets alles Notwendige für die Versorgung der Fahrgäste gegeben hatte. Von Bergen war es weitergegangen zu der Güs, dem Städtchen Goes, wo Dürer ein Mädchen in der Tracht Zeelands festhielt, dann die Weiterfahrt, auf der Albrecht Dürer etwas noch nie Gesehenes festhielt: Orte,

da wir die spitz von dächern beÿ dem wasser sahen außragen

Orte, aus denen die Spitzen von Dächern aus dem Wasser ragten! Weiter ging es über kleinere Inseln, nicht ausgelassen die Hauptstadt Zeelands, Mittelburg, wo in der Kirche eine Kreuzabnahme angeschaut wurde, von Jan Gossart, ein Hauptwerk

¹³⁶ NL Reise, Rupprich I, S.162, [Dort zu Bergen haben ich meinem Weib ein nie-derländisches dünnes Tuch für den Kopf gekauft, kostet 1 Gulden und 7 Stüber.]

¹³⁷ NL.Reise , Rupprich I, S.162 f

des Niederländers, der einst als Hofmaler Friedrich dem Weisen diente. Dürer kommentiert es sachkundig, die Gestaltung der Köpfe nicht so gut wie in den Farben. Über das Hafentädtchen Veere,

da aus allen landen die schiff anlenden, ist ein fast feines stätlein,

nach Armuiden, eine Überfahrt auf See - und da geschah es:

*Do war angst und noth*¹³⁸

Da brach es über ihn herein, ein großes Unglück, das ihn, Albrecht Dürer, dem nassen Grab so nahe brachte, dass eine Rettung aussichtslos schien. Alle Fahrgäste, die Mannschaft, schon an Land, zwei alte Frauen und er waren die letzten auf dem Boot, dazu der Schiffer mit seinem kleinen Buben, als ein großes Schiff sich an ihre Seite drängte, sie bedrängte,

do zerriff das starcke saihl, und so kam in selben ein starcker sturmwind.... Da schlug uns der wind wieder in die see.

Das schon entladene, allzu leicht gewordene Boot, es wurde zurück in die See geschlagen. Die Hilfeschreie hallten hin- und herüber, niemand am Kai wagte sich hinaus.

*Do sprach ich zum schiffman, er solt ein hercz fahen und hoffnung zu gott haben und nachdächt, was zu than were. Sagte er, wan den klein segel kunt aufziehen, so wohlts wir...versuchen, ob er wieder möchte anfahrn. Also halfen wir schwerlich aneinander und brachten lechst halb auff und fuhren wieder an. Und do die am landt sahen, die sich unser wegen hetten, wie wir uns behulffen, do kamen sie uns zu hülf, und kammten zu Land.“*¹³⁹

¹³⁸ NL. Reise,. Rupprich, S. 163

¹³⁹ Ebd. [Da sprach ich zum Schiffer, er solle sich ein Herz fassen und auf Gott hoffen und nachdenken, was zu tun wäre. Er sagte, wenn er das

Der Tod, er war in Wartestellung gewesen, wie auf so vielen Stichen, auf denen Dürer ihn zeigt, hinter einem Baum, hinter einem Opfer. Von diesem Schrecken in Zeeland gibt es keine Zeichnung, er mag ihn verdrängt haben bis zu jener Nacht, vier Jahre später, als im nächtlichen Traum die Wasser auf ihn zurollten. Waren es diese, in sein Inneres abgesunkenen Eindrücke von den Spitzen von Dächern, die aus dem Wasser ragten, von dem nassen Tod, der ihm gedroht hatte, die seinem *Traumgesicht* Gestalt gaben? Man möchte es meinen und nach dem Auslöser forschen.

»Nur, was in der Seele wühlt, vermag die Angst zu wecken.«¹⁴⁰

Wenige Monate vor der Reise in die Niederlande hatte Dürer dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen für ein Büchlein des Reformators Martin Luther gedankt:

Vnd hilft mir got, das jch zw doctor Martinus Luther kum, so will jch jn mit fleis kunterfetten vnd jn kupfer stechen zw einer langen gedechtnus des kristlichen mans, der mir aws großen engsten geholfen hat. Vnd jch pit e[wer] w[irden], wo doctor Martinus ettwas news macht, das tewczsch ist, wolt mirs vm mein gelt zw senden.¹⁴¹

kleine Segel aufziehen könnte, so wollten wir versuchen, dass es wieder anfähre. Also halfen wir einander und brachten es letztlich mühsam auf und fuhren wieder an. Und als die an Land, die uns aufgegeben hatten, sahen, wie wir uns behalfen, da kamen sie zur Hilfe und wir erreichten das Land.]

¹⁴⁰ J. Fried, S. 214

¹⁴¹ Brief Nr. 31, Rupprich I, S.86, , Dürer an Georg Spalatin (Prinzenerzieher am Hofe des sächsischen Kurfürsten Friedrich des Weisen, der Dürer ein Büchlein von Luther hat schicken lassen. (Und hilft mir Gott, das ich zu Doktor Martin Luther komme, so will ich ihn mit Fleiß conterfeiten (zeichnen) und in Kupfer stechen zu einem langen Gedenken an den christliche Mann, der mir aus großen Ängsten geholfen hat. Und

Der ›Dr. Martin‹ hatte ihm aus großen Ängsten geholfen, Albrecht Dürer hat sie also schon vor der Reise in die Niederlande gekannt, Er hatte Luthers Schriften gekauft, wo er sie nur bekommen konnte. Sechzehn Reden, Predigten, Texte Luthers befanden sich in Dürers Besitz.¹⁴² Er kannte dessen Auslegung der Zehn Gebote, die Auslassungen zur Predigt, zur Beichte. Er kaufte sich Luthers Ehe-Traktat: Da predigte Luther die Verdammung der Lust, das Lob der tugendhaften Ehe. Weisungen und Anleitungen fand er für alles im täglichen Leben. Luther war für Dürer *ein nachfolger Christj vnd deß wahren christlichen glaubens*. Auch das hielt er im Bericht über die Niederländische Reise fest, als ihn die Nachricht von der »Entführung«, vom möglichen Tode Luthers, erreichte.

*Und lebt er noch oder haben sie jn gemördert, das ich nit weiß, so hat er das gelitten umb der christlichen wahrheit willent und umb das er gestrafft hat das unchristliche pabstumb...Und sonderlich ist nir noch das schwerest, das uns gott velleicht noch unter ihrer falschen blinden lehr will lassen bleiben, die doch die menschen, die sie vätter nennen, erdicht und auffgesczt haben, dardurch uns das göttlich worth an viel enden fälschlich außgelegt wird, oder gar nichts fürgehalten.*¹⁴³

Dass Gott die Menschen unter der falschen Lehre des unchristlichen Papsttums weiterleben lassen könnte, das nennt Albrecht Dürer das für ihn Schwerste. Es ist eine lange Klage, die er niederschrieb, die

ich bitte Euer Würden, wo Doktor Martin etwas Neues herausgibt, auf Deutsch, wollt es mir bitte, auf meine Kosten, zusenden.)

¹⁴² Rupprich I, S. 223

¹⁴³ Rupprich I, S. 170 [Und lebt er noch oder wenn sie ihn ermordet haben, was ich nicht weiß, so hat er das um der christlichen Wahrheit will erlitten und dass er das unchristliche Papsttum abgestraft hat. ... Und besonders schwer ist für mich, dass Gott uns vielleicht noch unter deren falscher, blinder Lehre lässt, die doch die Menschen, die sie Väter nennen, erdichtet und aufgesetzt haben, wodurch uns das Göttliche Wort an vielen Stellen falsch ausgelegt wird oder gar nicht gesagt wird.]

seine Überzeugung von der Sündhaftigkeit der Menschen erkennen lässt und seine Hoffnung auf Prediger, die lehren, wie das Wort Gottes richtig zu verstehen sei. Darum die flehende Bitte am Schluss: Sollte er (Luther) denn gemordet sein, möge Gott einen anderen mit seinem Licht erleuchten, dass die Menschen erkennen, an welche Gebote sie sich zu halten haben, welche sie mit gutem Gewissen fahren lassen können. Denn denen, die Gott mit *fröhlichem herczen dinnen*, mit freudigem Herzen dienen, ist die Gnade der Auferstehung verheißen, das predigte Luther, Rettung von den Sünden allein durch die Gnade Gottes, nicht durch den päpstlichen Ablasshandel, mit Seelenmessen, Wallfahrten. Dreiundvierzig Anlässe Geld einzusammeln zählte Luther auf beim Reichstag zu Augsburg 1530 und hätte noch mehr nennen können.¹⁴⁴ Er selbst setzte dagegen die Heilige Schrift, das Bibelwort: Was das Evangelium sei, was der Glaube, was Sünde, wie man betet, wohl auch die Obrigkeit ehrt, Kranke und Arme versorgt, Sterbende begleitet. So zu handeln heiße gottgefällig leben. Sollte er, Albrecht Dürer, sich dagegen versündigt haben? Es war die tägliche Sorge seiner Eltern, erwies sie sich als begründet?

Im Bericht von der Niederländischen Reise fallen zwei ungewöhnliche Ausgaben auf, während des vierten Aufenthalts in Antwerpen, die den Rahmen der Ausgaben für die tägliche Versorgung sprengten:

und hab mein beichtvatter 10 stüber geben.

Und noch einmal, wenig später:

*Mehr 4 stüber dem beichtvatter.*¹⁴⁵

So hat Dürer also in Antwerpen Entlastung durch die Beichte gesucht. Nie erwähnt gefunden, auch nicht überliefert, wie er im

¹⁴⁴ S.5

¹⁴⁵ NL, Reise, Rupprich I, S. 166/167

heimischen Nürnberg mit Kirche und Beichte umging. Aber Luthers »Vermahnung« wird er gekannt haben, dass die Beichte dazugehört in der »rechten christlichen Kirche«¹⁴⁶, und wie sie zu behandeln sei, um als Trost und Stärkung des Gewissens zu dienen. Was sein Gewissen belastete - Albrecht Dürer hat es für sich bewahrt. Er muss schwer daran getragen haben, dass noch Jahre später der Albtraum der auf ihn zurollenden Wassermassen ihn aus dem Schlaf riss.

VorspielNachspiel

Wie könnte es sein? – Lärm und Licht ausgesperrt. Aus der Stille wird es aufsteigen, ein Erwarten, das im Halbdunkel, im Schweigen, sich hebt aus dem Becken, Wasser, gleich einem hochwachsenden Strahl, Tropfen, die zurückfallen, lautlos, die Stille hütend. Dann! Ein hoher Ton, wie ihn die Wassertrommel schlägt, mit sanftem Streicheln geweckt, die Härchen aufrichtend, über den ganzen Körper, sich steigernd, nicht mehr abbrechend, Schwingung erzeugend, eine Melodie, die durch die Adern strömt, das Blut aufspringen lässt, ein filigranes Netz, ein Wasserbogen über quirliger Oberfläche, die Augen bannend im Staunen, die Ohren offen, das Denken abgeschaltet. Ein Fühlen und Lauschen, Sphärenmusik, die aus der Erinnerung steigt, Töne der Glasharfe, dreiundneunzig wassergefüllte Gläser, ihren Klang zum Tanz steigernd, alles mitreißend, bis die Lichtorgel die Augen überströmen lässt, der Klang des glatten, geschnittenen Steins wie himmlische Sirenen in die Ohren einfällt.

¹⁴⁶ »Luthers Vermahnung an die Geistlichen« auf dem Reichstag zu Augsburg. In: , Luther und die Folgen für die Kunst, ohne Seitenzahl,nach dem Impressum.

So hat es einmal angefangen: Verstecken gespielt am See, fern von den Suchenden versteckt in einem Gebüsch, ein Junge, ein Mädchen, fünf und acht Jahre alt, *zeigst Du's mir? Dann zeige ich es dir auch.* Kindliche Neugier, wohl wissend um das Verbot, schnelles Hochziehen der Höschen, nie wiederholt. Auch nicht die Mädchenspiele im ersten Schulalter : Küssen üben - *So etwas gehört sich nicht*, sagte die Eine, die nicht mitmachte. Und doch geschah es wieder, mehr als zwei Jahrzehnte später, auch da dem Augenblick, der Stimmung geschuldet. Zum ersten Mal wieder einen Kuss aufgedrückt, einer, die als Gleichgesinnte, Gleichgestimmte, beste Freundin geworden war, die zögerte, doch sich von der Stimmung mitreißen ließ, die Nähe, das dunkle Zimmer. Das Kind von Freunden, das zu hüten, schlief im Nebenzimmer. Eine Anziehung, ein Begehren, auf einmal geweckt? Oder eher lange verdrängte Wünsche, weil es schlicht niemanden gegeben, von dem etwas ausstrahlte? Freundschaften in der Schulzeit waren nicht mehr als Händchenhalten, was sie langweilte. Beziehungen, die gar nicht erst welche wurden, als einer sie herausfordern wollte mit dem dummen Versuch, sie immer wieder zu kitzeln, nicht aufhörte, sich eine Ohrfeige einfig. Die Studienzeit - »Du hast immer nur gemacht, was Du wolltest« - sollte ihr einer aus ihrem Fach sagen, als sie sich nach Jahren zufällig wiedertrafen. Nie eine ›Liebe‹? Ja, doch, eine ›Jugendliebe‹, entstanden und bestärkt bei Ferienbesuchen bei den Großeltern. Er nur etwas älter, einziger Sohn, der den Vater ersetzen musste. Sie noch Schülerin, hatte aus dem Fenster gelehnt, als er vorbeifuhr, sie sah, anhielt. Auf einem Parkplatz ging er ihr unter das Höschen, fummelte rum, sie noch unberührt, wurde eiskalt.

»Das ist wohl nicht der richtige Tag.«

Nein, das war nicht der richtige Tag. Oben in der Wohnung saß die Trauergesellschaft, die Großmutter, die geliebte, die sie verwöhnte, ihr Schutz gab, sie verteidigte, selbst wo sie im Unrecht war, diese Großmutter hatte sich hinlegen müssen aufs Bett, der Trubel des Abschieds von der Enkelin - alle Tanten, Onkel, Cousinen, waren

gekommen - war zu groß geworden. Sie hat die Augen nicht mehr aufgemacht. Nein, »richtige« Tage gibt es nicht.

Aufklärung durchs Elternhaus? Da war nichts, auch nicht für den Bruder. Sie hatte beim ihm ein Heft gefunden, verteilt vom Regimentspastor unter den Rekruten, die ›Pastorenhaltung‹ als Norm: So ging das also. Dass der Vater seines besten Freundes ihn mit dem eigenen Sohn zu einer Prostituierten führte, hat der Bruder ihm nie verziehen.

»Uns wurde auch nichts gesagt«,

würde sie später einmal von der Mutter hören. Ihr erster Freund, das erste Verhältnis, war im Elternhaus nicht gut gelitten, weil dort geahnt, er wird der Grund für das immer später werdende Heimkommen sein. Dieser in Wahrheit nicht ganz Erste - die Entjungferung nach einem Disco-Abend verdrängt - ging mit der Unerfahrenen behutsam um. Er war es, der für ›Verhütung‹ sorgte, sie hatte keine Ahnung, war später froh, dass ihr ›Schwierigkeiten‹ erspart blieben. Was sie im Kopf behielt: Sie fand das Kondom unangenehm, glatt und kalt. Befriedigende Sexualität? Wenn sie, ihre mageren Erfahrungen resümierend, nach Jahren an ihn dachte, dann mit dem Gedanken:

«Er hat mich zur Puppe gemacht.»

Zu stark war das Gefühl, da hat einer die eigene Befriedigung gesucht, voller Stolz auf seinen stattlichen Penis. Als er - völlig unerwartet - ihren Kopf zu seinem Glied drückte, damit sie es in den Mund nahm, akzeptierte er ihren Widerstand, doch selbst aktiv werden, Lust am Sex gewinnen, hat sie bei ihm nicht gelernt. Zu sehr lebte er im Glauben, er müsse sie zum Orgasmus bringen, darauf käme es an, das nannte er ›Befriedigung‹. Seine! Sie hatte die Augen immer geschlossen beim Akt, konnte auf Dauer den Sex als Leistungssport ohne emotionale Beteiligung und als einziges Bindemittel zwischen Mann und Frau nicht akzeptieren. Dazu kam

ein Ungleichgewicht, das sie unterschätzte: Der soziale Abstand. Er im Einzelhandel unterwegs, stolz darauf, diese mit Abitur und Studium erobert zu haben, dazu seine schnelle Gewaltbereitschaft, nie ihr gegenüber, aber wenn ein anderer ihn schief ansah.

Mit dieser Freundin dagegen, nur wenige Jahre jünger, da war alles anders. Da war diesem ersten Kuss etwas vorausgegangen, war gewachsen, was sie erst viel später als das für sie Unentbehrliche begriff, besonders in der Beziehung zu einem Mann. Die Gespräche, der Austausch von Erfahrungen, in der Schule, im Studium. Ein Austausch auch über die Elternhäuser, die so verschieden waren, diese eine Freundin aus einem ›gehobenen‹, akademischen Milieu, sie selbst ein ›Arbeiterkind‹.

›Das gehört nicht auf ein Gymnasium‹,

hatte die Grundschullehrerin der Mutter gesagt. Dass diese selbst Lehrerin werden wollen, das erfuhr sie, die Tochter, erst nach ihrem Tod. Darum ihr Wille, ihre Durchsetzungskraft für die Bildung der Tochter. Die musste sich das Studium selbst finanzieren, doch der Gewinn an Selbständigkeit und Erfahrung war groß, sollte sich als gut erweisen. Bei der Freundin hatten die Eltern das Studium finanziell unterstützt. Sie studierten die gleichen Fächer, beide waren aus verschiedenen Ländern des Südens zurückgekehrt in den Norden. Kann man ›da oben‹ leben? Das hatten die Freunde ›da unten‹ sie gefragt. Ja, nur dort, weil der gelernte, gleich nach der Schulzeit gelungene Berufseinstieg, dann die ersten beiden Studienjahre sich nur da fortsetzen ließen, nur dort in einen anspruchsvollen Beruf münden konnten. Der Süden? Damals patriarchalisch durch und durch. Dort blieb man ›Kind‹, ›La famille‹ der Lebensmittelpunkt - wobei ›Mann‹ schon wusste, wie er sich seine kleinen Freiheiten nehmen konnte. Eine gern geweckte Erinnerung: Ein fröhlicher, unbekümmerter ›Junge‹, gut aussehend, wenig älter, mit ihm ein Zusammenkommen ohne große Worte, keine Leidenschaft, aber eine Zuneigung, ein zärtliches Miteinander in beiderseitigem Einverständnis, ohne Hemmungen, ohne Scham.

So, wie man im Süden ›faire l'amour‹ sieht, sehr selbstverständlich, ohne Liebesschwüre, einfach, wenn die Lust kommt. Danach sein Kommentar:

»Das Bett war gut, nicht?«

Ja, die Matratze war fest gewesen, hatte es leichter für beide gemacht - in der Pastorenhaltung. Der Freund im anderen Bett hatte sich zur Wand gedreht. Dann seine Bitte: Erzähl mir etwas in deiner Sprache, du hast eine so schöne Stimme. Sie wählte ein Gedicht von Apollinaire »Le mal aimé«. Das Lied von einem, der schlecht geliebt wurde, der schlecht liebte.

Un demi soir de brume à Londres
un voyou, qui ressemblait à mon amour,
vint à ma rencontre, et le regard, qu'il me jettait,
me fit baisser les yeux de honte.

Je suivit ce mauvais garçon, qui sifflotait,
main dans les poches
- lui les hébreux, moi pharaon.....

Ungleiche ›Liebe! Ein latentes Gefühl, sicher bei ihr zunächst gewachsen durch das soziale Gefälle, der von der ›guten‹ Gesellschaft gesetzten Norm, die für eine wie sie zu gelten hatte: Sich an so einer ausprobieren, gut - aber doch nicht für eine Ehe. Sie hörte nie auf, auf männliche Aufmerksamkeit zu reagieren, sich als Frau für einen Mann zu verstehen. Sie akzeptierte die ›Stimme der Natur‹, weil es aus der biologischen Veranlagung kommt, dass nur Mann und Frau ein Kind zeugen können - obwohl sie selbst nie den Wunsch nach einem Kind hatte, ledig und kinderlos blieb. Künstliche Befruchtung? Auch dem versperrte sich ihr Denken, zu oft erlebte sie Mutterschaft als die Besitzergreifung eines Kindes. Die Ehe, tief in der christlichen Tradition verankert, eingedampft auf die Form des Patriarchats, in der sie aufgewachsen war, bis heute für sie unbegreiflich, dass so viele glauben, dieser Norm

entgehen zu können: Eine*r führt, eine*r wird geführt. So hat sie es auch zwischen Gleichgeschlechtlichen nicht nur einmal erlebt. Eine Überlegenheit, die aus dem Ungleichgewicht der sozialen Stellung wächst. Das alte Lied unter anderen Vorzeichen. Was sie nicht ahnte, wie sehr die ihr lange Zeit unbewussten Überzeugungen sie in eine Krise führen sollten, aus der sie alleine nicht mehr herausfand. Sie ›knallte‹ durch. Ein Nachbar fing die Herumirrende ein, brachte sie in die Psychiatrie, den Ärzten dort gelang es nicht sie nach Hause zu schicken. Mit aller Kraft - woher diese Kraft? - hatte sie sich an den Türgriff geklammert. So wurde es die »Geschlossene Abteilung« und dort - ihr Glück - ein Arzt, der sie erkennen ließ, dass sie nicht gegen ihre Gefühle leben durfte. Ein als falsch gefühltes Leben, das sie fast dazu gebracht hatte, ihre eigene Wohnung in Brand zu stecken.

Maria, Maria,.....Mariaaaaaa

Welche? Die Verheißung geworden für alle auf Erlösung Hoffenden? Sie anrufen als Schutzheilige, die Armen, die Bedürftigen, sich flüchten unter die Weite ihres Schutzmantels? Für sie das Bittgebet »Maria zart«, zu Kaiser Maximilians, zu Dürers Zeiten, gespielt, gesungen zur Abwehr der unbekanntes, allgegenwärtigen, drohenden Krankheit, der Syphilis.

...
*Oo Gottes geberin,
der höchsten tron himels königin,
Aller sündner größter hofnung...*¹⁴⁷

Eine Maria, beladen, überladen mit Hoffnungen, so hoch erhoben, auf den Thron gesetzt, gen Himmel gefahren. Ach, all die Erzählungen, die Bilder von Maria, das Kind gebettet auf ein wenig Stroh, ein Kissen auf dem Boden, vor ihr, sie mit der Krone einer

¹⁴⁷ *Dichtungen*, Rupprich I, S. 139

Himmelskönigin auf und über dem Haupt, von Engeln umgeben, Engel, die für sie musizieren, Könige, die ihr huldigen, weil sie eine Mutter, ›die‹ Mutter ist. Der ihr Angetraute - Heirat muss sein - Joseph, ein alter Mann. Dachte er an die eigene Familie, an den Vater, fünfundzwanzig Jahre älter als Barbara, seine Mutter und die seiner siebzehn Geschwister, wenn auch er, der Künstler Albrecht Dürer, immer wieder ›Mutterglück‹ inszenierte? Das, was zählt: Ein Kind, das Wesentliche im Leben einer Frau. Was die Natur ihr gab, gebären zu können, seit alters her gepredigt als der Frau Bestimmung, ihr Schicksal, eher war sie zu opfern, als das ins Leben drängende Kind. Joseph, der fleißige, sorgende Handwerker, absehbar früh von ihrer Seite gehend, eine Statistenrolle. In ihren Träumen dagegen: Ein Bild von Mann, wie man so sagte, ›an ihrer Seite‹, sie eine ›Zierde‹ an seiner. Sorgsam zum Weitergeben gehütete Klischees für heranwachsende Mädchen. Acht geben, ja ›passend‹ zu wählen, nicht sich ausprobieren, wenn sich bindend, dann ›auf immer‹: *Op ewig ungedeelt*. Das war in ihr Gemüt gesunken, wirkte fort, auch als »Patchwork«-Familien längst ein Begriff geworden waren.

Und die Maria von Kurt Marti? Schweizer Pfarrer und Schriftsteller, Zwanzigstes Jahrhundert. ...›ich eine unbedeutende Frau« lässt er seine Maria sagen, eine, die kaum lesen, kaum schreiben konnte, die nicht singen noch reden durfte »im bethaus der Juden«, wo die Männer dem »mann-gott« dienten. Eine, die zu singen anfang, als Gott sie erhöhte über die anderen Frauen, weil er »die Hohen« vom Sitz fegen, »die Unterdrückten« empor heben wollte, mit Hilfe ihres Sohnes, als das verkündet, noch ungeborenen Sohnes. Und was machte das aus ihr, aus Maria, als Jesus die Familie verließ, als er später »am Galgen vergeblich nach Gott schrie«? Da trat sie, sagt Marti,« aus ihren Bildern, kletterte von ihren Altären herab«, wurde eine Kämpferin, weil sie, »die vielfache Mutter«, erschrak, dass sie »zur Jungfrau hochgelobt«, vor ihr immer mehr Leute auf die Knie fielen, »um Hilfe, um Wunder flehend«, auch »Potentaten und Schergen« taten das, aber sie hatte doch gegen die gesungen. So wurde aus ihr

....

*das mädchen courage
die heilig kecke jeanne d'arc
und sie war
seraphina vom freien geist rebellin gegen männermacht und hierarchie
und sie bot
in kätthe der kräutermuhme aufständischen bauern ein versteck
und sie wurde
millionenfach als hexe zur ehre des gottesgötzen verbrannt
und sie war
die kleine therese aber rosa luxemburg auch*

....

*und sie war und sie ist
vielleibig vielstimmig
die subversive hoffnung ihres gesangs*

Maria, die jungfräuliche Mutter, nicht nur der Bibel, auch die Maryam im Koran, die ewig junge, schöne Maria - sie eine Rebellin, eine Helferin in den Slums der Welt, eine Sozialistin, Gerechtigkeit anmahrend im Namen des Proletariats? Eine Jeanne d'Arc, soll sie gewesen sein, auch die eine Jungfrau, heißt es, in einer Welt von Soldaten, Anführerin eines Heeres, vom König bereitgestellt, zu vertreiben die Besetzer, die Zerstörer ihres Dorfes, ihres Landes, die Engländer, deshalb sie zu den Waffen rief, nicht gegen Männermacht und Hierarchie, nein für den König, diesen Karl VII, ein Trunkenbold, dem Laster ergeben, Jeanne nutzend, seine Macht zu halten.

Und dennoch: Einen Moment lang - welch ein Hochgefühl, als die Worte von der »subversiven Hoffnung ihres Gesangs« so mitreißend gesprochen von Klaus Maria Brandauer, sich in sie senkten, in dieser Adventszeit, als Hunderte im Saal sich mitreißen ließen von dem Spiel des Balthasar-Neumann-Ensembles, dem Chor, von diesen Stimmen, Worte der Beschwörung einer besseren Zukunft, die erkämpft werden konnte, unterstrichen von Bachs »Ich

freue mich in Dir«, der Cherubin-Hymnus eines Pawel Tschesnokow.

Hohe Kunst - so wenig lebensstauglich.

Maria-aaaaaaaaa

Der Sehnsuchtsruf des Tony, bevor er in ihren Armen starb. Diese Maria war keine Mutter, sie war eine Schwester von Bernado, jugendlicher Anführer der »Sharks, Puerto-Ricaner von den »Ausseninseln«, im Bandenkrieg mit den »Jets«, US-Amerikaner vom »Festland«. Maria und Tony, ihre ›Liebe‹ eine verbotene, die Erfüllung von den Brüdern verhindert mit Gewalt. Tonys Tod verklärt, verkitscht, er wird die Versöhnung der Straßengangs bringen. Warum war sie zu Tränen gerührt durch dieses Musical, durch ähnliche, tausendfach variierte, seichte Schlager, von der ewigen Julia, deren Romeo auch Tony, Peter oder sonst wie heißen konnte. Die immer wieder unterbundene Verbindung zwischen ›Ungleichen‹, nicht zum eigenen ›Stamm‹ Gehörenden, deshalb von den Eltern, den Familienclans nicht gewollt. Die ethnischen Konflikte, die von Amerika nach Europa schwappten, sie hatte damals nichts davon gewusst. Leonard Bernsteins »Westside - Story«, warum traf die so mitten ins Herz? Nicht nur in ihres. Vielleicht, weil ›Verbotene Liebe‹ nur zu vertraut in einer Gesellschaft von ›Oben‹ und ›Unten‹, wo Ehen nicht auf Luftschlösser gebaut werden, wo man ›unter sich‹ bleibt, in der ›feinen‹ Gesellschaft, das Vermögen durch eine angemessene Heirat mehrt, von Vätern arrangiert, nicht anders als zu Dürers Zeit, seine Heirat vom Vater ausgehandelt. Die revoltierende Generation war noch nicht geboren, schon gar nicht die Mädchengeneration, die aufbegehren sollte gegen Eltern-, Brudergebote, wo der Bruch mit der Familie, die Ausgrenzung, auch den eigenen Tod bedeuten konnte in einer Zeit, die doch endlich auch den Mädchen mehr Freiheit zu versprechen schien, finanzielle Unabhängigkeit, eigene Partnerwahl. Nein, es blieb, wie es war: Mädchen haben sich unterzuordnen, Ehe, Mutterschaft. Als ihre Studienfreundin

heiratete, für die Trauung ihren alten Konfirmationspastor wählte, predigte er von den großen öffentlichen Aufgaben des Mannes und ihrer, der Frau, Sorge für das Haus. Da trat sie aus der Kirche aus.

Wenn sie Dürers »Marienleben« anschaut, sieht sie auch dort die liebevolle Mutter, auf der Gartenbank, Blumen und Tiere um die beiden herum, eine Paradies-Vorstellung, wie sie die Natur nicht vorsieht. Sie aber blättert meist schnell bis zu »Mariens Tempelgang«. Wie da die Kleine die Treppen zum Tempel voller Schwung hoch eilt, hoch zu dieser Stätte der Gelehrsamkeit - ein so junges Mädchen. Darin mag sie sich erkennen. In Venedig wird sie diese Maria wiederfinden, bei Tizian, auch da eine Maria voller Erwartung, eine, die lesen lernen, schreiben lernen wollte, nicht ahnend, wie schwer dieser Weg, der Bildungsweg Mädchen gemacht wird, weil die Bildungsstätten beherrscht blieben von Männern, ihre Lehre - heute so offensichtlich - vom männlichen Denken geprägt, so selbstverständlich auf den eigenen beruflichen Aufstieg ausgerichtet, die Frauen vor allem als Körper taxierend - nur in Ausnahme als Lehrkörper.

Es gab frühere, ungute Erinnerungen. Der eine ihrer Onkel, der sich hinter sie stellte, die noch ein Kind war, mit zitternden Händen nach ihrem sich kaum abzeichnenden Busen tastete. Viel später im Studium, als sie dem biedereren Beamten ihren Stipendienantrag brachte und der ihr an den Hintern griff. Das warnte sie, wenn Korrektur-lesende Chefs sie aufforderten, näher zu treten, fragend auf ihr Manuskriptweisend: Was meinen Sie hier? Oder wenn Komplimente - »So eine schöne, weiche Jacke!« - begleitet wurden von einer Hand, die sich nach ihrer Brust ausstreckte. Banale Erlebnisse verglichen mit dem, was die # *metoo*-Lawine auslöste, die Berichte über männlichen Machtmissbrauch, bei dem auch entsetzliche Gewalt angewendet wurde und wird, weltweit. Dass Vorgesetzte junge Mitarbeiterinnen taxierten, das wurde auch ihre Erfahrung, die Feiern im Mitarbeiterkreis - eine »Anmachwiese« (nicht nur) für Chefs. Es gab alles in beide Richtungen, sowohl vom Vorgesetzten wie von arrivierten Frauen. Unangenehm für die

Zuschauenden, wie das Tanzen zum engen Körperkontakt genutzt wurde. Fassungslosigkeit, als einer, der über Karrieren entscheiden konnte, besoffen die Treppe runterfiel beim Versuch, eine junge Ehrgeizige in sein Büro abzuschleppen. ›Dämliche Weiber‹ war damals ihre Reaktion und erst die öffentlichen Bekenntnisse so vieler Frauen halfen ihr von der beschämenden Schuldzuweisung an die Opfer wegzukommen. Es waren, sind zu viele, denen nicht nur die körperlichen Kräfte fehlen, sondern vor allem die innere Widerstandskraft. Die braucht Geburtshelfer, die muss gelernt, geübt werden.

Scham und Schuld....daz jch phüt wird¹⁴⁸



¹⁴⁸ .Venedig-Brief Nr. 7, Rupprich I, S. 53 [...dass ich behütet werde...]

.Erst war wohl eher Scheu und Scham.

Dürer, jung, allein unterwegs, dürfte sie gefühlt haben als Geselle in der Fremde. Eine Zeichnung aus der Zeit. Ein junges Paar, das Mädchen, ein dicker Zopf um den Kopf gewunden - so trugen es die Jungfrauen. Der Jüngling, eindeutig mit den Gesichtszügen Dürers. Die beiden halten sich bei der Hand, ein Arm ist um ihre Schulter gelegt. Der Blickkontakt, vor allem sein linkes Auge, noch nicht so ganz gelungen.

Eine erste, unschuldige Liebe? Wo mag die Zeichnung entstanden sein? Und wann?

Diese Paar muss ganz zu Anfang der Gesellenwanderung entstanden sein, vielleicht Herbst/Winter 1490. Pfingsten war der junge Mann losgezogen. Hier verraten Aussehen und Kleiderstil: Beide sind im Jugendalter und sehr ›gotisch‹ gekleidet. Ihr langes Gewand, der Faltenwurf, mehr Verhüllung als Körper zeigend, die Schleppe - ein dickes Stoffbündel am Boden, seine engen Hosen, beider spitze Schuhe. Vielleicht ein Mädchen aus Augsburg, eine Stadt wohlhabender Bürger. In Basel, knapp ein Jahr später, wird Albrecht Dürer diesen Stil weit hinter sich lassen, wird er einen Tabubruch wagen. Er habe, so heißt es zurückhaltend, die Grenzen damaligen Anstands- und Schamgefühls überschritten.«¹⁴⁹

Albrecht Dürer zeichnete seinen ersten Akt, obwohl Nacktheit in der Kunst verpönt war. Selbst in Italien wurde sie derzeit noch mythologisch verbrämt, mit recht durchsichtigen Schleiern verhüllt. Und auch gesellschaftlich war Nacktheit mit einem Tabu belegt. Noch für Luther war das *entplößen* eine Sünde, die achte unter denen, die er aufzählte.

¹⁴⁹ Bonnet: Albrecht Dürer, S. 15



Dürer hat wohl wissend dieses Blatt zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht. Er hätte das Mädchen in Gefahr gebracht und sich selbst wahrscheinlich auch.

Ein Witz, dass diese Zeichnung unter dem Titel »Badefrau« firmiert. Dass sie in Dürers Besitz blieb, deutet auf einen sehr persönlichen Bezug hin. Agnes, die den Nachlass verwaltete, hat offenbar damit leben können, dass er den Tabubruch beging. Die junge Frau muss ihrem Zeichner sehr nahe gestanden haben, ihr Bauch ist so stark gerundet, dass sie als schwanger zu gelten hat. Nur ihre Haare sind von einem Tuch verdeckt. Wer auch immer den Titel des Blattes festgelegt hat, er ist typisch für eine Kunstwissenschaft, die den Künstler Albrecht Dürer nur als geistige Größe zu denken wagte (und wagt), nur zaghaft auf die zahlreichen Hinweise auf erotische und sexuelle Anspielungen in seinem Werk eingeht. Eine Badefrau?

In Dürers sehr viel späterem »Frauenbad« bringt ein Mann Wasser in den Raum zu den nackten Frauen: Badende, keine ›Badefrauen‹. Dürer selbst hat selten Titel vergeben und die wurden auch nicht unbedingt respektiert. Sein *Der Reuter*¹⁵⁰ wird seit langem als »Ritter, Tod und Teufel« verbreitet, eine Titelerweiterung, mit der die Nebenfiguren in den gleichen Rang wie die Hauptfigur gehoben werden, ohne dass es dafür eine hinreichende Begründung gibt.

Und die »Badefrau«? Hervorgehoben wird, dass sie Dürers erste »Naturstudie« sei. Die erste nach einem lebenden Modell entstandene Zeichnung, die mit den Korrekturen an der Körperkontur noch Unsicherheiten verrate, die klassische Stellung von ›Stand- und Spielbein‹ sei noch nicht recht entwickelt. So beschränkt auf das Formale geht es in der kunstwissenschaftlichen Betrachtung gerne zu. In den noch ›keuschen‹ 70-er Jahren des 20. Jahrhunderts galt dieses Mädchen in der populären Monographie-Reihe des Rowohlt-Verlages sogar noch als eine »Badedirne«.¹⁵¹ Dürer habe sie

»mit unübertrefflicher Augenschärfe gezeichnet, aber das Modell fühlt sich ausgezogen und recht unbehaglich vor dem zudringlich-forschenden Blick des jugendlichen Zeichners. Die Arme erscheinen noch wie an den Körper geschnürt, und nichts verrät den natürlichen Adel des nackten menschlichen Körpers.«¹⁵²

Tatsächlich verrät dieses Blatt ganz etwas anderes: Die Freude des Künstlers und seines Modells an einer Parodie. Die junge Frau schaut mit einem Lächeln direkt zum Betrachter. Kunstbegeisterten und Kennern hätte es ins Auge springen müssen: Sie hält einen Arm angewinkelt, hat ihn erhoben, die Handfläche zeigend, die andere Hand ist zum Herzen geführt. Botticelli lässt grüßen! Die ausgestreckte Hand - der »Frühling« lädt in sein Reich ein. Die

¹⁵⁰ Der Reiter

¹⁵¹ Winzinger, Dürer, S. 27

¹⁵² ebd. S. 29

»Geburt der Venus« - eine Hand symbolträchtig am Herzen. Die »Badefrau«, eine hübsche Persiflage auf ein berühmtes Vorbild. Nicht erst bei seinen Kopien von Stichen Mantegnas geht es Dürer - wie Erika Simon zu Dürers Rezeption der Antike ausführt¹⁵³ - um die Erfassung des menschlichen Körpers. Tatsächlich gilt sein Blick dort »insbesondere der nackten Figur in den verschiedensten Bewegungen« und das heißt einem Maler, der Nacktheit inszenierte, sich von religiösen Zwängen löste. Zuvor reagierte Dürer darauf, dass in der Vorstellung von der Antike Mienen und Gebärden eine große Rolle spielten. Beide Gesten der »Badefrau« stammen aus dem Kanon der traditionellen Gesten in der italienischen Kunst.

Dürers spätere Akte zeigen dagegen mehr von einer Studie, d.h. von seinem Bemühen, weibliche Körper von allen Seiten zu erfassen, wie in seinem »Frauenbad«. Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass der Zeichner sich auch dort nicht auf einen »akademischen« Blick beschränkte. Dieser Zeichnung hat er ein erzählendes Moment mitgegeben. Geschickt brachte er männliche Neugier ins Spiel: Einen Spalt breit ließ er die Tür des Bades offen, ganz oben links, im Hintergrund, aus dem Dunkel heraus, einem Mann Gelegenheit gebend, verbotenerweise die Frauen zu beobachten. Die Kinder im Vordergrund mögen davon ablenken. Den zwei Kleinen erlaubte Dürer eine Nah-Sicht. Mit großen Augen lässt er sie schauen, was dem Betrachter verborgen bleibt: Ein Bein hoch aufgestützt, den Schwamm am Oberschenkel, gibt eine der Frauen den Blick auf ihre Scham frei. Da mag eine eigene Erinnerung gewirkt haben, wie Dürer von der Mutter in eines der Öffentlichen Bäder mitgenommen wurde, es sei denn, er hat selbst, als Erwachsener, aus einem Versteck heraus, Frauen »studiert«. Dreizehn Badestuben soll es in Nürnberg gegeben haben, die immer wieder vom Rat der Stadt für einen zu freizügigen Umgang gerügt wurden.

¹⁵³ Katalog der Ausstellung 1471-1971, S. 263

Männliche Neugier auf schöne und nackte Frauen. Dass Dürer ihr Lauf gab, wenn sich die Gelegenheit bot, hat er erzählt. Ein Erlebnis in den Niederlanden, von dem er Melanchthon in einem Brief berichtete, der das weitertrug im Freundeskreis. Kaiserbesuch in Antwerpen, ein *Stüber* hat die Festschrift gekostet, darin festgehalten, *wie der könig mit ein köstlichen triumphff empfangen ist worden*. Aufgeboten waren allegorische Spiele mit lebenden Bildern, Maximilians Nachfolger, Kaiser Karl V als einen gerechten, tugendhaften, Friede schaffenden Herrscher zu würdigen. Man hieß ihn willkommen durch einen »Genius« von Antwerpen, ein großer Triumphzug, mit nicht weniger als dreizehn Schaubühnen,

*darunter schöne jungfrauen bilder, dergleich jch wenig gesehen hab.*¹⁵⁴

Melanchthon gab das so weiter: Diese schönsten Jungfrauen der Stadt seien nur von durchsichtigen Schleiern verhüllt gewesen, doch der Kaiser habe keinen Blick für sie gehabt. Anders er, Dürer.

mihī optimus et honestissimus vir Durerus pictor, civis Norinbergensis,

Der ehrbare Nürnberger Bürger Dürer, er trat näher heran, die Jungfrauen genauer zu studieren.

*Ego, quia eram pictor, aliquantulum inoeracundius circumspexi.*¹⁵⁵

Ich, weil ein Maler, habe mich genauer umgeschaut.

Er war männlichen Begierden nicht abgeneigt, dieser Nürnberger Bürger und Künstler Albrecht Dürer. Wie schön, dass Melanchthon es weitererzählte. In seinen theoretischen Schriften hat Dürer sich

¹⁵⁴ Rupprich I, S. 157

¹⁵⁵ Dürer in Briefen der Zeitgenossen, Rupprich I, S. 327

nur sehr generell geäußert, dass ein Maler viel nach dem lebenden Modell arbeiten solle.

Und weitere Nackte? Da ist vor allem seine italienische Phase voluminöser Akte. Später, u.a. ‹Adam› und ‹Eva›, wurden es idealtypische Körperkonstruktionen nach antikem Vorbild, die dank seiner Methode der Messung entstanden. Doch dann ein Akt, der selbst in umfassenden Publikationen fast nie gezeigt wurde, nicht in Gänze. 2006 für eine große Jubiläums-Ausstellung des Berliner Kupferstichkabinetts angekündigt, war die Zeichnung im Katalog abgebildet. Kleingedruckt daneben fand sich aber der Zusatz, das Werk sei kurzfristig zurückgezogen worden.¹⁵⁶ Es ist

Dürers Selbstbildnis - als Akt.

Als Leihgabe aus Weimar für die Dürer-Ausstellung 2019/2020 in Wien erneut angekündigt und besonders hervorgehoben unter ›Internationale Leihgaben‹ hieß es auf der Albertina-site von dieser Zeichnung, sie sei: *Erschütternd* und *schonungslos*. Im Zugang zu den Ausstellungsräumen hing als Blickfang ein großes Plakat als Hinweis auf dieses ›Ereignis‹, sinnigerweise vis à vis dem Zugang zum Männer-WC. Doch da sah man nicht mehr als den Kopf.

Die untere Hälfte ?



Weggelassen!

¹⁵⁶ Dürers Mutter, S. 74



In Wien also war es tatsächlich da. Doch nun überraschte der Akt erst einmal durch sein kleines Format: 29,2 mal 15,4 cm. Gehängt war das Bild so, dass es ja nicht auffiel: Im ersten, weitläufigen Ausstellungsraum, in einer langen Reihe gleich ›großer‹ Bilder, an denen die Schlange von Besuchern vorbeizog. Eine Hervorhebung gab es nicht. Nichts Schriftliches, Erklärendes dazu. Der Bildtitel, das war alles. Einmal mehr ›Sprachlosigkeit‹ im Umgang mit diesem in der Tat erstaunlichen und äußerst ungewöhnlichen Selbstbildnis, das ihn, Albrecht Dürer, von Kopf bis zu den Knien nackt zeigt. Sein prüfender Blick:

Er galt ihm selbst.

Der Leib, das Geschlecht, Oberschenkel und Knie in Licht getaucht, in der Haltung leicht vorgeneigt, die Proportionen des Körpers verzerrend, den Unterkörper hervorhebend, vor allem das Geschlecht, die Oberschenkel und Knie. Der Rest versteckt hinter Papier.

»Haste das schon gesehen?«

Eine Reaktion aus dem überwiegend weiblichen Publikum. Andere Frauen: Überraschtes Staunen, auch schnelles Abwenden nach kurzem Blick, und das Gegenteil: Die Geduld aller in der Besucherschlange hinter ihr herausfordernd, eine ältere Dame, hartnäckig ihren Platz vor der Zeichnung behauptend, eine Lupe in der Hand.

»Sinn und Deutung der Zeichnung sind unvermindert umstritten« hatte es noch im Berliner Katalog geheißen. Das gilt nach wie vor. Die »Beispiellosigkeit« der Darstellung lasse viele Deutungen zu. Präsentiert wurden damals drei:

»Handelt es sich hier nun um ein beiläufiges Selbstbildnis, einer spontanen Idee beim morgendlichen Aufstehen entsprungen, um das schonungslose Leidensbild eines Kranken oder gar um die

christomorphe Allegorie des Künstlertums an sich in Gestalt Albrecht Dürers?.«¹⁵⁷

Beiläufig? Spontan? - Offensichtlich kann Dürer mit dieser Enthüllung seines Körpers weiterhin vor allem eines: Verwirrende Interpretationen und Gegensätze hervorbringen: Mit seinem Selbstbildnis als Akt

»wird Dürer zum Akteur auf erotisch bespielter Bühne. Dieses erste Selbstporträt eines nackten Künstlers wirkt verstörend, weil das Geschlechtsorgan "aufdringlich" die ästhetische Grenze tangiert. Ist das abnorm, geradezu krankhaft große Scrotum ein Hinweis darauf, dass Dürer Syphilitiker war, drückt es "zumindest" seine Angst vor diesem Schicksal aus?¹⁵⁸

In dem aufwendig gestalteten Dürer-Band von 2010 wies Norbert Wolf gleichzeitig - wesentlich nachvollziehbarer - darauf hin, dass Dürers Akt im Expressionismus »oft« zu sehen gewesen sei und von dem Maler Egon Schiele als eine Selbstüberprüfung verstanden wurde. Die letzte Frage im Zitat oben lässt sich mit Sicherheit beantworten: Albrecht Dürer hatte Angst vor der Syphilis, große Angst, von der er im 7. Brief aus Venedig schreibt. Geschockt vom Ausbruch einer Seuche, die erst sehr viel später erforscht und als Syphilis benannt wurde. In dem Brief an Willibald Pirckheimer vom 18. August 1506 bittet Dürer in seinen Schlussworten den Empfänger:

*Sagent mir vnserem prior mein willig dinst, sprecht, daz er gott
vur mich pit, daz jch phüt wird vnd dundelich vor den franczosen.
Wan jch weis nic, daz jch jtz vbeller fürcht, wan schir jeder man
hat sy, vill lewtt fressen sy gar hin weg, daz sy also sterbn.¹⁵⁹*

¹⁵⁷ Dürers Mutter, S. 74 M.R (Michael Roth)

¹⁵⁸ Wolf, Dürer, S. 128

¹⁵⁹ Venedig-Brief Nr. 7, Rupprich I, S.53, Anmerkung 32: der Augustiner Eurachius Carl, Prior von 1504 bis 1507 [Sagt unserem Prior meine

Möge unser Prior (des Augustiner Klosters in Nürnberg) Gott bitten, *daz jch phüt wird....*dass ich behütet werde und vor allem vor *den franczosen* - der Seuche, die man dem französischen Heer anlastete und ihr deshalb diesen Namen gab.

Tatsächlich zeigt das Spiegelbild, Dürers Selbstbildnis als Akt, dessen Entstehungsdatum nicht bekannt ist, unbarmherzig das Abbild eines kranken Körpers. Da sind nicht nur die lang und schlaff herabhängenden Hoden, der gar nicht so mächtige Penis, wie ihn sein »Männerbad« suggeriert. Auch wenn der Körper noch muskulös wirkt, nicht zu übersehen ist, dass sich an den Knien Beulen wölben. Wenn der prüfende Blick nach oben wandert, bleibt er an weiteren Deformationen hängen: Am Original gut zu erkennen, dass die linke Schulter deutlich geschwollen ist, darunter, wo die Warze der Brust wäre, scheint ein Loch. Schwellungen auch unter dem rechten Arm, unter der Taille.

Die Syphilis. Diese Krankheit wurde gefürchtet wie die *pösen blattern*, die Pest. Deren Symptome muss Dürer vor Augen gehabt haben, als er einen Kranken zeichnete, dessen Körper von schwarzen Beulen übersät ist. Trotzdem wird an der Bezeichnung »Flugblatt zur »Syphilis«« festgehalten.¹⁶⁰ Ende der neunziger Jahre des 14. Jahrhunderts, als das Blatt publiziert wurde, wusste man in Nürnberg die neue Krankheit noch gar nicht von anderen Seuchen zu unterscheiden. Es hieß von ihr: Sie schleicht umher zwischen den Menschen, breitet sich unvermerkt aus.¹⁶¹ Mitte des Jahres 1496 -

Ehrerbietung , dass er Gott für mich bitte, mich vor dem Franzosen (den Begriff Syphilis kannte man nicht) zu behüten. Ich weiß nicht, was ich jetzt übler fürchte, weil jedermann sie hat, viele Leute werden von ihr hingerafft, so dass sie sterben]

¹⁶⁰ Albrecht Dürer (1471-1971), S. 224

¹⁶¹

<https://archive.org/details/ausderfrhgesch00sudh/page/n197/mode/2up/search/Gottesl%C3%A4steredikt>, aufgerufen am 20.09.2020

Dürer kann da noch in Venedig gewesen sein oder gerade erst zurück - tagte das Kollegium der Nürnberger Stadtärzte, um aufzunehmen, was an allgemeinem Wissen über die neue Seuche bekannt war. Dr. Hartmann Schedel, Finanzier der »Weltchronik«, war dabei, verfasste mit eigener Hand eine Abschrift des Protokolls, in dem Sonne und Gestirne als Verursacher genannt, die Krämpfe im Gehirn des Menschen, Fieber in ihren Herzen und in der Leber auslösten. Warum? Eine unentrinnbare Gottesstrafe! So steht es auch im Gotteslästereidikt, das Maximilian I ein Jahr zuvor in Worms auf dem Reichstag hatte verfassen lassen. Mit strengen Worten mahnte er seine Untertanen, gottesfürchtig zu leben, nicht zu sündigen. Als dennoch immer mehr Fälle auftauchten, ließ sich der Nürnberger Rat nicht von seinen Stadtärzten beraten, er holte einen auswärtigen Arzt - der behauptete, er könne die *malafranzos* vertreiben. Er durfte einige Kranke einer Kur unterziehen, wurde zwei Jahre später offizieller »Blatternarzt« und ein Bürger Nürnbergs. Noch lange, lange ahnte man nichts von den Übertragungswegen, die diese Krankheit nahm, von Mensch zu Mensch, über den Geschlechtsverkehr. Ob Dürer sich beim zweiten Aufenthalt in Venedig, als dort der »Franzos« grassierte, ansteckte? Er kann Glück gehabt haben, aber schon im Jahr darauf verzögert sich seine Arbeit für Herzog Friedrich von Sachsen und auch die geplante, daran anschließende Altartafel für den Frankfurter Tuchhändler Jakob Heller. Ihm schreibt Dürer am 28. August 1507:

*Aber wisset, daß ich jetzt hero lang beschweret bin mit dem fieber, deßhalb ich etlich wochen an hertzog Friedrichs von Sachsen arbeit verhindert bin worden,...*¹⁶²

Zum ersten Mal taucht hier ein *fieber* auf. In den Niederlanden wird es so heftig werden, dass er es nicht mehr als vorübergehend betrachten kann.

Die immerhin dreizehn Jahre dazwischen bringen andere Sorgen:

¹⁶² Rupprich I, S. 64

Eine mangelnde künstlerische Anerkennung, die Dürer beklagt, und in der Folge auch eine finanzielle Enge. Seine Bilder lassen erkennen, dass er sich äußerlich verändert hat, nicht mehr dem imposanten Mann des Selbstporträts mit dem Pelzkragen vergleichbar. Als kleine Assistenzfigur in seinen Gemälden, in die er sich einfügte, erweist er sich als lang aufgeschossener, hagerer Mann in Reisekleidung. In der »Marter der 10000«, dem Gemälde für Friedrich von Sachsen, ist er fast ein Kopf größer als der Humanist Celtis, dem er - darauf weist er mit seiner Geste hin - das Wissen über das historische Massaker an den Christen verdankt. Was für ein Unterschied zu anderen Werken, in die Dürer sich immer mal wieder selbst einband. Das gilt vor allem für das »Männerbad«, in dem er dem Mann am Brunnenstock seine Gesichtszüge gab.



Ihn/sich zeigt er als einen kräftigen Mann im besten Alter, den Kopf in die Hand gestützt. Lauscht dieser Mann den Musikanten, der lockenden Flöte, der Laute? Oder schaut er eher versunken in die Ferne? Bemerkt nicht den Jungen, der aus dem Hintergrund kommt, die Augen auf ihn geheftet. Unübersehbar der übergroße Wasserhahn am Pfahl, teilweise den Hodensack des Mannes verdeckend. Ein aufdringliches Sexuelsymbol. Ob »homoerotische Beziehungen zwischen den Dargestellten der versteckte Inhalt des Blattes sein könnten«? ¹⁶³ Der Vermutung wurde nicht widersprochen. Mit dem Jungen im Hintergrund gibt es zweifellos auch eine Anspielung auf die Pädophilie. Das dies für Dürer ein Thema war, zeigt seine Zeichnung *Orfeus der erst puseran* (von ital. *buggerone*, Päderast). Das steht auf einer Tafel, in den Baum gesetzt, vor dem der Sänger, der die ›Knabenliebe‹ nach Thrakien gebracht haben soll, erschlagen wird. Im »Männerbad« aber scheinen vor allem Sehnsüchte und Begierden thematisiert, die sich auch im Alkoholgenuss äußern (der Mann mit dem Bierhumpen) oder in einer Konkurrenz von Männern (im Vordergrund), der eine ein hölzernes Werkzeug in der Hand, der andere eine Blume - beide sich finster anstarrend.

Wusste Albrecht Dürer um die Anziehungskraft, die sexuelle Ausstrahlung, die er hatte? In einem Brief des Bamberger Kanonikers Dr. Lorenz Beheim an Willibald Pirckheimer spielt dieser auf den *haarig, bärtig Maler* an und kolportiert dazu, dass Dürers Bursche in Venedig sich vor dem Bart fürchte. Da kann er dem ja möglicherweise etwas zu nahe gekommen sein.

Doch Albrecht Dürer ist zurückgekehrt in das sittenstrenge Nürnberg, zurück zu seiner Frau Agnes. Gab es neben ihr andere Frauen? Eine Frage, die angesichts vieler persönlicher Bezüge in seinen Notizen und im Werk nahe liegt und die sich insbesondere bei dem Kupferstich »Vier Frauen« aufdrängt. In der Literatur auf Dürer gilt dieses Blatt bis heute als höchst rätselhaft. Wahlweise

¹⁶³ Der frühe Dürer, S. 374

wird es auch »Vier Hexen« benannt. Nun sieht aber eine Hexe - im Verständnis der Dürer-Zeit ein zaubermächtiges, mit Unglück und Krankheit drohendes, weibliches Unwesen - ganz anders aus. Die »Hexe« kommt auch bei Dürer daher, wie in Abbildungen seinerzeit: Auf dem Flug zum Hexensabbat, auf einem Bock reitend, dem Symbol tierischer Geilheit und Fruchtbarkeit. Nichts davon bei diesen vier Akten. Sie seien Studien nach einem (unbekannten) italienischen Vorbild, heißt es, obwohl zugleich eingestanden wird, dass Raum und Beiwerk wenig dazu passen: Die Kugel über den Köpfen der Frauen mit der Jahreszahl 1497 und einer bisher nicht identifizierten Buchstabenfolge, Symbole wie Knochen und Totenschädel, eine aus der Bodenöffnung lugende Teufelsfratze, eine Rundbogenöffnung auf der anderen Seite. Wenig



aussagekräftigt ist auch der Vergleich mit der antiken Dreigraziengruppe, die hier »umgebildet wurde unter Zufügung einer vierten Figur, die mit offensichtlicher Schwierigkeit hineingequetscht ist.«¹⁶⁴ Hier wurde nicht gequetscht. Dürer fand eine Vorlage, eine Gruppe von vier Personen, und er hat diese offenbar besonders sorgfältig kopiert. Gefunden hat er sie in Florenz, wo er gewesen sein muss, schon bei seinem ersten Italiaufenthalt. Im Jahr nach seiner Rückkehr, eben 1497, wird die Zeichnung entstanden sein. Das G in der Buchstabenfolge auf der Kugel ist ein Verweis auf den Künstler seiner Vorlage. In Florenz hatte Lorenzo Ghiberti für die Taufkirche neben dem Dom, für das *Baptisterium* auf der Ostseite, die berühmten Bronzetafeln geschaffen.



1425 - 1452 war der Baumeister, Goldschmied und Kunsttheoretiker Lorenzo Ghiberti mit der »Porta del Paradiso« beschäftigt. Für die zehn Bronzefelder dieser Paradiestür wählte er Szenen aus dem Alten Testament. Darunter die Geschichte von Jakob und Esau, die

¹⁶⁴ Panofsky, S. 95

Söhne Isaaks, der vierzig Jahre alt war,

»...da er Rebekka zum Weibe nahm, die Tochter Bethuels, des Syrers, von Mesopotamien, Labans, des Syrers Schwester...27. Und da nun die Knaben groß wurden, ward Esau ein Jäger und streifte auf dem Felde, Jakob aber ein sanfter Mann, und blieb in den Hütten. 28. Und Isaak hatte Esau lieb, und aß gern von seinem Weidwerk; Rebekka aber hatte Jakob lieb« (1 Mose)

Und so nahmen Neid und Missgunst ihren Lauf, brachte Esau sich um das Erstgeburtsrecht, wurde von Jakob durch List und Täuschung des väterlichen Segens beraubt. Er gelangte dennoch zu Reichtum und Besitz, wählte gegen den Willen des Vaters drei Frauen aus dem Volk Kanaans für sich, mit ihnen ein eigenes Geschlecht begründend. Lorenzo Ghiberti stellte Esau und seine drei Frauen als Gruppe auf die linke Seite, den Rahmen



überlappend.

Mit seinem *Rilievo schiacciato*, dem Nebeneinander von Hoch- und Flachrelief, muss Ghiberti einen an der Darstellung von Körpern interessierten Maler wie den jungen Albrecht Dürer tief beeindruckt haben. Da Dürer die Vier in Kupfer stach, erscheinen sie bei ihm seitenverkehrt. Eine Spiegelung der Ghiberti-Gruppe zeigt, wie eng er bei der Vorlage blieb, auch wenn er den Mann zu einer Frau machte und die Blickrichtungen der vier Personen änderte. Bei ihm entsteht der Eindruck von zwei Zweiergruppen. Auf der rechten Seite die zwei Frauen, die Hintere ist ebenfalls fast vollständig verdeckt. Sein Rückenakt ist voluminöser, hat den Blick nach rechts gewendet, aber gesenkt, und neben ihr links entsteht durch die Überschneidung der Arme ebenfalls eine Nähe zu der Frau mit der Haube.



Ghibertis vier Personen werden Dürer nicht nur als ein Gruppenmodell interessiert haben, sondern ihn vor allem zum Nachdenken gebracht haben über das, was die Bibel aus früher Zeit berichtet: Die Möglichkeit für einen Mann, sich mehrere Frauen zu nehmen. Unmöglich in seiner Zeit mit ihrer Ehe- und Sexualmoral, dem Zwang zur Monogamie, der Verdammung von Trieb und Lust, und einem Gehorsam gegenüber den Eltern, vor allem dem Vater. Ghiberti stellte mit der Wahl dieser Tafel Nr. 8 die Polygamie als eine in alter Zeit legitime Form der Familie dar. Esau verstieß gegen das Gebot des Vaters, keine Frau aus einem anderen Volk zu nehmen. Doch damals gab es eine Versöhnung. Esau wurde Stammvater künftiger Geschlechter.

Vor diesem Hintergrund bekommen die Frauen und auch die Umgebung, in die Albrecht Dürer sie setzte, einen Sinn. Zwei seiner Vier sind ›alte Bekannte‹. Die Frau mit der großen Haube und dem Gesichtsschleier über der Stirn ist die Gleiche wie in der Zeichnung »Der Spaziergang«. Ein junger Mann mit Federhut, Schwert am Gürtel, begleitet sie dort, er hat Dürers Gesichtszüge. Hinter dem Baum lauert der Tod. In »Der Tod als Schleppenträger« hat der Tod ihr Kleid in der Hand. Diese Frau muss daher als eine Tote gelten, eine nur noch in der Erinnerung Lebende. Ebenso der Rückenakt, die Haare zum Zopf gebunden, wie in dem jungen ›gotischen‹ Paar, also eine Jungfrau. Der Totenkopf zu ihren Füßen weist auch sie als eine Verstorbene aus.

Auf der rechten Seite des Blattes sind sich die beiden Frauen sehr ähnlich. Der Bauch der Vorderen ist gerundet, ein knochenähnlicher Gegenstand - auffällig lang - liegt neben ihrem Fuß. Ein Penis-Symbol. Ist es ein Zeichen der Lust, die zu dieser Schwangerschaft führte? Dafür spricht, dass das lange Tuch, das über ihre Scham gelegt ist, von Dürer zwischen den Beinen hindurch bis vor die Höllengruft gezogen wurde. Das wirkt wie ein Stigma: Diese Frau ist nicht frei von ›Sünde‹. Anders die fast versteckt Frau hinter ihr, die einen abweisenden Blick auf die Ältere mit Haube richtet. Sie

dürfte das Tugendmodell sein. Zusammen stehen diese beiden auf der Schwelle zu einem offenen Tordurchgang. Nicht irgend einem! Torbogen sind bekannt aus biblischer Bildtradition:

»Ich bin die Tür; so jemand durch mich eingeht, der wird selig werden (Joh.10:9).



Es ist das Tor, vor/hinter dem sich Joachim und Anna in einer Umarmung finden. In Dürers Zeichnung ist es das Gegenstück zu Kelleröffnung und Teufelsfratze, zur ewigen Verdammnis. Gläubigen kündigt es von der ›Unbefleckten Empfängnis‹.

Vier Frauen - vier, die es im Leben des Künstlers gab? Dafür spricht vieles«, aber darüberhinaus können sich diese Vier auch - wie bei der »Badefrau« - erneut seiner Lust an der Parodie verdanken. 1497, nach seiner Rückkehr vom ersten Venedig-Aufenthalt, wird

Albrecht Dürer in Nürnberg Anschluss gefunden haben an den Humanisten-Freundeskreis von Celtis. Der arbeitete damals bereits an seinen »Quatuor libri Amorum«. Seine Liebeselegien, die 1502, an seinem 43. Geburtstag, in Nürnberg als ein prächtig illustrierter Band publiziert wurden. Die vier Bücher sind ein Lobpreis der ›Liebe‹, seine ›Geliebten‹ hießen Minerva, Venus, Thalia, Clio, sie waren seine »Inspirationsquellen«. Auch von Dürers Hand gibt es Musen: Thalia, Callipso, Urania, doch die sind wohl bekleidet, mit den für sie typischen Attributen versehen. Mit seinen vier Frauen scheint Dürer dagegen Celtis' ›Lieben‹ auf den Boden der Realität, der realen Körper und der Lust zurückgeholt zu haben. Er mag gewusst haben, dass der erste Dichter Deutschlands, der Gelehrte Celtis, ›Liebe‹ nicht nur geistig verstand, sondern seinem Trieb durchaus Lauf ließ. Der erste deutsche Dichter starb 1508 an der Syphilis, so ist es überliefert. Dürer starb zwanzig Jahre später, ›ausgedörnt wie ein Stroh Bündel‹ soll er gewesen sein, laut Willibald Pirckheimer. Die Syphilis gilt als eine auszehrende Krankheit.

Dürer hat lange versucht, gegen seine körperlichen Beschwerden anzugehen. Rezepte von seiner Hand sind erhalten, ein *wundöll*¹⁶⁵, ein Öl aus Heilkräutern wie Frauenminze, Wegerich u.a., alle - schreibt er - in gleicher Menge, zerstoßen und mit Öl verrührt, auf glühende Kohlen gesetzt, unter ständigem Rühren gekocht. Das Kraut wird auf die kranken Stellen gestrichen, so heiß, wie man es nur aushalten kann. Waren es Schwellungen, wie sie sein »Selbstbild als Akt« zeigt? Möglicherweise das, was man »Schanker« nennt, rötliche, knötchenförmige, harte Gebilde an Penis und Enddarm, anschwellende Lymphknoten, die nach einigen Wochen abheilen können, sodass nicht unbedingt zu erkennen ist: Hier hat sich die Syphilis gemeldet. Auch wenn Wochen später auf einmal Fieber, Abgeschlagenheit, Kopf- und Gliederschmerzen auftreten, musste Dürer das nicht unbedingt mit der Syphilis in Verbindung bringen, weil die sich wieder beruhigen kann, ohne aus dem Körper

¹⁶⁵ Verschiedenes..., Nr. 6, Rezept von Dürers Hand, Rupprich I, S. 217

zu verschwinden, um dann nach Monaten oder sogar Jahren später wieder auszubrechen. Oder hatte er lange schon eine Ahnung, hatte deshalb Ängste, aus denen Luthers Lehre von der Gnade Gottes ihn befreite? War bei Albrecht Dürer möglicherweise eine Spätphase¹⁶⁶ der Syphilis ausgebrochen, als ihn fünfzehn Jahre nach dem ersten Fieber, es ihn in den Niederlanden erneut überfiel, ein *heiß fieber*?

*...in der dritten wochen nach ostern stieß mich ein heiß fieber an mit einer grosen ohnmacht, unlust und hauptwehe. Und do ich vormahl jn Seeland war, do überkam ich eine wunderliche krankheit, von derer ich nie von keinem man gehört, und diese krankheit hab ich noch.*¹⁶⁷

Auf der Fahrt nach Zeeland im kalten Dezember 1520 hatte ihn eine Krankheit überfallen, die sich mit heißem Fieber, großer Ohnmacht, Unlust und Kopfweh meldete. Sie muss die Freunde alarmiert haben, werden ihm doch Geschenke gemacht. Rodrigo Fernandez d'Almada brachte eine Riechbüchse, Quittenkompott und eine Schachtel Zucker, gut - so heißt es, gestützt auf alte Schriften, die unnatürliche Hitze fortzunehmen:

ein pisem knopff, wie er von dem pisemthier geschniten ist worden; auch ein vierding persinen, aber eine schachtel voll kütten latwergen und ein groß schachtel voll zuckers.

Dann ein Mittel, das Herz, die Leber, alle Glieder zu stärken, auch das ein Geschenk des Roderigo, 10 Gulden wert, notierte Dürer dazu. Doch das Fieber blieb, sodass endlich Sandelholz helfen sollte,

sandel gepulvert und vermischt in endivienasser und die lebber damit gesmeert ist gut widder die hitz der lebber und ist auch die lebber sterken.

¹⁶⁶ <https://de.wikipedia.org/wiki/Syphilis> , aufgerufen am 13.11.2019

¹⁶⁷ Rupprich, S. 168 f

Es folgen, in immer kürzeren Abständen, Ausgaben für den Apotheker, die Apothekerin, den Doktor, für fast 100 Stüber. Dann, der erste Eintrag dieser Art überhaupt: Die Bezahlung für einen Beichtvater. Zweimal suchte Dürer ihn auf, beide Male sorgfältig notiert. Suchte er die Absolution? Welche Last lag ihm auf der Seele? Das Fieber, die Krankheit könne eine Gottesstrafe sein? Er hatte in den Niederlanden gute, zwei sehr gute Freunde gefunden, aus den gehobenen Ständen. An erster Stelle: Tomaso Bombelli, einer der reichsten Tuchhändler in Antwerpen, Zahlmeister der Erzherzogin Margarethe, Statthalterin der Niederlande, die Tante des Kaisers. So oft wie mit keinem anderen hat Dürer mit ihm gegessen: die Zahl hat er notiert: joooooooooooo.....68 mal! Tomasin - die Koseform, nur sie benutzte Dürer - machte viele Geschenke, Dürer entwarf ihm Masken für die Fastnacht, lud ihn zu sich zum Mahle. Und auch Felix, der Hauptmann und Lautenist, ein *köstlich lavten schlager*, der das Instrument wie nur wenige andere beherrschte, wurde sein Freund. Ist die Anziehungskraft dieser Männer für Albrecht Dürer zum Geschick geworden?

Die Gelegenheit dazu gab es, denn mit Tomasin fuhr Dürer, die beiden allein, nach Mecheln und von dort nach Brüssel und noch ein zweites Mal nach Mecheln. Und Felix? Ihn hat er gezeichnet. Einäugig war der Hauptmann, sein Porträt, in Wien gezeigt, lässt die Verletzung des Auges erkennen, aus einer Schlacht mitgebracht. In leicht zum Betrachter geneigter Seitenansicht ist da ein Männerkopf, der nicht eine Spur verunstaltet wirkt, nachdenklich, sensibel, ein in sich Ruhender, ein feines Gesicht. Auch mit ihm hatte Dürer viele Kontakte. Die Bewunderung muss gegenseitig gewesen sein, einen ganzen Kupferdruck kaufte Felix ihm ab, schenkte ihm 100 »ostria«.

Im August 1521 kehrte Albrecht Dürer mit Agnes und Susanna aus den Niederlanden nach Nürnberg zurück. Lief da schon die Sanduhr gegen ihn? Der Teufel in seinem Stich *Der Reuter* (»Ritter, Tod und Teufel«) hält die Sanduhr dem von Lastertieren begleiteten, stur dahinreitenden, sich unbeeindruckt zeigenden Ritter entgegen.

Diesem Teufel fehlt die Nase. Da sind zwei Löcher an ihrer Stelle, von einer Syphilis weggefressene Nasenwände. Der langgestreckte Hals des Pferdes ist zur Erde gebogen, zu einem kahlen Baum. Dort liegt ein Gegenstand, ›nicht Kopf, nicht Totenschädel‹ Auf die Tafel daneben setzte Dürer das Zeichen, das er in seinen Kupferstichen führte, und darunter das Datum:



1513

Starke Frauen

»Wenn Du mit dreißig nicht verheiratet bist, bist Du für mich eine alte Jungfer.«

Nicht nur so daher gesagt vom Vater. Die ›Bestimmung‹ einer Frau, von der Tochter eingefordert vor Sportkameraden, die – wie jedes Jahr – Wurststullen auf dem Tisch, ihn mit Bier und Schnaps hochleben ließen zum Geburtstag, dieses Mal die Frage nicht mehr zurückgehalten, nicht mehr mit Schweigen übergangen dieses:

»Noch immer nicht verheiratet?«

So gehörte es sich: Ein Freund aus dem Sportverein, Ehe, Kinder. Doch sie, schlechte Turnerin, gute Leichtathletin, mehrfache Landesmeisterin, aber bei den »Jahn«-Wettkämpfen« versaute ihr Kugelstoßen die Mannschaftsleistung. Im Sport sah sie keine Zukunft für sich, nicht wegen des Misserfolgs, für den Leistungsanspruch in der Erwachsenenklasse fehlte der Antrieb. Sie

hörte abrupt auf, studierte auch nicht Sport auf Lehrfach oder, wie die Mitschülerinnen und die anderen aus dem Team im Verein, die meinten, es reiche die ›Mittlere Reife‹ zu machen und zur Hauswirtschaftsschule zu gehen. Nur in feineren Kreisen kletterte man höher, Abitur und Studium, danach Arbeitsplatz Grundschule, ein gutes ›Zubrot‹ zum Gehalt des Mannes, dem ›Ernährer‹, der die »Familienzuschläge« des Arbeitsgebers unter ›sein‹ Gehalt verbuchte. Der Ehefrau gehörte der ›Mutterschaftsurlaub‹, für die ›Vereinbarkeit‹ von Ehe/Haushalt/Erziehung und Job hatte sie selbst zu sorgen. Sollte so ihre Zukunft aussehen ?

Der Zufall spielte anders, glücklicher. Der »Rotary-Club hatte die Abschlussklassen ihres Gymnasiums eingeladen, um über Berufswege zu informieren. Sie war die einzige, die das Angebot eines Chefs, sich bei ihm zu melden, ernst nahm, und mit einem Ausbildungsangebot wegging. Start in eine Zukunft ohne Plan, ohne zu wissen, was da auf sie zukommen sollte, aber zielführend: Gute Erfahrungen, Selbstständigkeit und vor allem Selbstvertrauen vermittelnd. Ehelos, kinderlos – warum sollte sie das schrecken? Das gab es doch in der eigenen Familie. Ihre Tante war die älteste und einzige Schwester von fünf Brüdern, die sie nie ernst nahmen. Sie hatte wohl einmal einen im Auge, doch war sie in der Familie der ›Großen Liebe‹ nicht erwünscht, sozial unverträglich. So blieb sie die Stütze der Mutter im achtköpfigen Haushalt, Eltern und Brüder würden es ihr nie danken. Damals starb so eine wie sie – schön, elegant und beruflich Spitze – als ›Jungfer‹. Sie war stolz darauf, Jungfrau geblieben zu sein. Solange es ging lebte sie in der Elternwohnung, in der sie aufgewachsen war. Vom dem einzigen Junggesellen unter den Brüdern, den sie versorgte, sagte sie:

»Eigentlich war es nur er es, der mir geholfen hat.«

Er starb viel zu früh. Klagen habe ich sie nie gehört, aber diese Bemerkung macht sie schon: »Meine Mutter hat mich immer nur wie ein Dienstmädchen behandelt.« Ich sah sie gerne, auch wenn sie sehr streng mit der jugendlichen Nichte war. Sie gab weiter, was sie

an Erziehung bekommen. Ihre kraftvollen, energischen Gesten, ihr klare Haltung, wie wenig sie sich beirren ließ, wenn sie das Wohnzimmer mit ihrer Arbeit belegte und die Brüder spöttelten: »Ach L... und ihre Näherei.«



Sie war Meisterin in der Damenkonfektion, gelernt hatte sie in der Schneiderwerkstatt ihrer Tante, der Schwester der Mutter. Als sie ausgelernt hatte, wurden Aufträge zu Hause ausgeführt, von der Familie zur Nebensache erklärt, daher war sie bei Aufträgen immer in Verzug. Hausarbeit ging vor. Hatte sie frei, etwas vor, kam die gute Kleidung aus dem Schrank. Natürlich selbstgenäht, nach neuester Mode. Sie war eine Erscheinung, die sonntäglich keine Messe versäumte, bei Frauenabenden und Gemeindereisen sich wie ›in Familie‹ fühlte. Auch auf Besuch bei der Nichte fiel der Gang zur Messe nicht aus,

»die zu Hause wollen doch wissen, wie es hier ist!«

Wie sie gestaunt hatte: »So hohe Häuser hier!« Sie selbst lebte in einem dreistöckigen Haus, doch das war nicht in der ganzen Straße so, am Rande ihrer Stadt. Eine Kleinstadt, die aber keineswegs auf einen begrenzten Horizont schließen lassen durfte, so vielseitig, hochinteressiert, wie sie war. Zu Hause kam nicht nur das Kirchenblatt, die Regionalzeitung war schon bei den Eltern

abonniert gewesen. Doch wenn außerhalb zu Besuch, dann griff sie zu Ungewohntem:



Ihr blieben, nach dem Tod beider Eltern, noch etwas mehr als vierzig Jahre, das erst war ein Leben in Eigenverantwortung. Als sie die Treppe nicht mehr steigen konnte, niemand ihr mehr zur Hilfe kam, brachte man sie in ein Pflegeheim. Der jüngste Bruder hatte versprochen sie aufzunehmen, doch er war selbst alt geworden, sie zu krank, zu gebrechlich.

»Ich bekomme bald eine neue Wohnung«

sagte sie zu ihrer Nichte in dem kleinen Raum des evangelischen Pflegeheims. Nur dort hatte es für sie, die kirchentreue Katholikin, ein Bett gegeben. Ein Bett, zwei Stühle und ein Tischchen, mehr Platz war nicht. Sie muss schnell angefangen haben nicht mehr zu essen. Sorgsam gebettet und behütet war sie, doch innerlich weit

weg, so weit. Den Ruf, ihren Namen, mag sie gehört haben, doch es kam nur noch ein unwilliges Brummen. Eine ganzes Jahr ließ der Tod die bis auf die Knochen Abgemagerte warten. Die Schwestern erzählten: Es ist der Herzschriftmacher, der immer wieder anspringt.

Das Sterben der Einsamen, Allein-zurück-Bleibenden. Ein sehr weibliches Schicksal, wenn ›frau‹ ledig bleibt oder auch, wenn der Altersunterschied zwischen Mann und Frau hoch ist. Die Frau - das gilt als ›natürlich‹ - sollte die Jüngere sein, gerne auch die sehr viel Jüngere. Der Altersvorsprung des Mannes? Für seine Überlegenheit und die Konzentration auf Ausbildung und Karriere nur förderlich! Und erste oder auch mehrere ›Erfahrungen‹ sammeln, auch das darf er gerne. Die eigenen Eltern waren vier Jahre auseinander. Erst nach dem Tod ihrer Mutter fand sie Notizen zu ihrem Lebenslauf und lernte: Der Vater hatte ihr den Wunsch, Lehrerin zu werden verweigert. Was sie als ›Kriegsbraut‹ auch immer noch geträumt haben mag, es wurde unter den Bomben des Krieges endgültig begraben. Ihre Tochter hatte es leichter, zwar auch einen Vater, der Nein sagte zu einer höheren Bildung für seine Tochter, sich aber nicht durchsetzen konnte gegen seine Frau. Diese Mutter, sie hatte sie lange in einer glücklichen Ehe geglaubt, nicht ahnend, dass die Mutter mehr als einmal auszubrechen versucht hatte. Unvergessen ihre Worte zu ihrem Mann, als alte Frau

»Jetzt sind wir schon so lange zusammen.«

Da waren es mehr als 60 Jahre Ehe geworden mit einem, der ihr nie wirklich ›gerecht‹ hatte. Waren es die Worte ihrer eigenen Mutter, die sie zu hören bekam, als der große Krieg ausbrach:

»Nun wirst Du auch nur so einen alten Mann kriegen wie ich!«

Hatte sie das zu einer schnellen Ehe getrieben - oder war es eine andere Angst? Sie war keine Jungfrau mehr gewesen.

»Er hatte mir die Ehe versprochen«

Mehr verriet sie der Tochter nicht. Dabei wirkte sie doch eigentlich nie unglücklich, auch wenn ihre Tochter später, sehr viel später auf den Gedanken kam, dass ihr Bruder und sie wohl nicht so sehr Wunschkinder, sondern eher Produkte des Heimaturlaubs, der glücklichen Heimkehr aus der Gefangenschaft waren. Die beiden hatten so viel versäumt durch den Krieg, wollten nachholen, ohne ein schlechtes Gewissen. Für die Tugendverbote war die Kirche da, in die sie - gemischter Konfession - nicht gingen, in die sie aber die Kinder schickten.

›Bis das der Tod Euch scheidet.«

Als die Tochter auf einem Fest sah, wie die Mutter hinter dem Rücken des Vaters einen anderen küsste, war es für sie ein Schock. Eheliche Treue nur ein Wahn? Und warum brach sie in Tränen aus, als ein Studienfreund ihr von seinem Verhältnis mit ihrer verheirateten Freundin, von seiner Hoffnung auf ihre Scheidung und einem Wechsel zu ihm erzählte? Was hatte sich da in ihr verfestigt? Waren es ›Verlustängste‹ oder war es schon früh dieses Gefühl einer Ferne. Der Stolz und die Zuneigung ihrer Mutter hatten dem Sohne gehört, was sie nicht verbarg. Die Trennung, Scheidung der Eltern, der Vater hatte ein Kind mit einer anderen, mit ihrer Freundin, die im selben Haus wohnte, sie erfuhr es erst, als sie über dreißig Jahre alt war. Da kam sie vom Studienjahr aus dem Ausland zurück und wurde von der Mutter um Rat gefragt, ob es stimme, dass man einem unehelichen Kind das Studium finanzieren muss. Die ›Leiche‹ im Schrank, das von ihr nie akzeptierte uneheliche Kind, davon auf diese Weise zu erfahren - sie, die Tochter, war in Gelächter ausgebrochen, ein ungläubiges, ein viel zu lautes, schiefes Lachen. Ihr Vater, der immer Familie gepredigt, Harmonie und Zusammenstehen, er hatte ein Doppelleben. Die Mutter hatte in die erneute Heirat nur einwilligen wollen, wenn der ›Zwischenfall‹ nie mehr erwähnt würde. Die Freunde und Kollegen im Sportverein - viele müssen es gewusst

haben - spielten mit. Es war dieses Verstecken, das der Tochter zu schaffen machte. Nichts durfte nach Außen dringen, es galt den Schein zu wahren, obwohl doch viele alles miterlebt hatten. Als sie selbst einmal die Spannungen nicht mehr aushielt, in einem gemeinsamen Urlaub immer noch von ihr kindliches Gehorsam eingefordert wurde, reiste sie Hals über Kopf ab. Die Mutter hatte dazu nur gesagt:

»Dann müssen wir nur noch überlegen, welche Sprachregelung wir finden!«

Dem Druck der Familie, der Erziehung, dem Schweigen entfliehen! Doch die späteren ›Freiheiten‹ ihrer Studien-Generation, der ›68'er‹, blieben ihr genau so verschlossen. Ohne Angst vor ungewollter Schwangerschaft sich ausprobieren, über den eigenen Körper bestimmen - eine Illusion. Was ›Freiheit‹ versprach, führte nur zu einer neuen, einer anderen Abhängigkeit: Die »Pille«, das scheinbar so sichere Verhütungsmittel. Heute weiß man um die Nebenfolgen, weiß auch, dass die Tabletten sehr regelmäßig und auf Dauer eingenommen werden müssen - was eine stabile Beziehung voraussetzt. Seit sie da war, die »Pille«, wurde ein Nein von männlicher Seite noch weniger akzeptiert. Ablehnung hieß nun Verklemmtheit, Frigidität. Sie ging in der Tat lieber zur ›Uni‹ als ins Bett. Ein ›Grünstrumpf‹. Die ersten »Frauenwochen« an den Hochschulen mit dem Motto »Frauen helfen Frauen« zeigten, wie groß das Unwissen bei den jungen Besucherinnen war, egal, um was es ging: Den Monats-Zyklus, die Bestimmung der Periode, die Begleiterscheinungen, die körperlichen und seelischen.

Was danach kam? Eine Freiheit, mit dem Alleinsein als Begleiter. ›Zu‹ selbstständig, zu schlau, zu überlegen war sie geworden - eine männliche Sicht.

»Du hast ja immer nur gemacht, was du wolltest«,

hielt ihr später ein Freund vor, ein Studienfreund, den ihre Stärke schwach machte, nicht steif werden ließ. Ein anderer, der letzte in der noch sehr überschaubaren Zahl ihrer Versuche - war in die Schlafende eingedrungen. Sie merkte sein Zurückziehen im Erwachen. Eine Vergewaltigung. Warum hatte sie diesen Begriff damals nicht gedacht, ihm keine Vorwürfe gemacht? Weil kein Widerstand überwunden werden musste, kein körperlicher Zwang nötig war? War es „nur“ Missbrauch? Sie schwieg und ging, sah ihn nie wieder.

Und im Beruf? Wie soll es da anders werden, wenn es als gesellschaftskonform, als ›weiblich‹ gilt, sich dem männlichen Willen unterzuordnen, wenn allzu viele Männer es ›normal‹ finden, in ihrem beruflichen Umfeld ausschließlich Zuarbeiterinnen, also Untergebene zu haben?

»Ich habe sie geliebt, sie war meine beste Mitarbeiterin.«

Nur so daher gesagt? Von einem Arzt. Der Beruf, ein gern zitiertes Beispiel, wenn es um das Selbstverständnis einer Profession geht, die nicht nur eine männliche Domäne ist, sondern vor allem in den höheren Gefilden der Chirurgie, weithin als eine nur von Männern zu leistende Arbeit verteidigt wird. Zu ihrer Zeit auch die Hochschulausbildung und Hochschullehre.

»Willkommen als meine Doktorandin.«

Der Professor, aufgesucht um Rat zu erfragen für ein Thema aus seinem Gebiet, ob es geeignet sei für eine Promotion, hatte sofort die Hand ausgestreckt: *Willkommen...* So schnell konnte man akademischer Nachwuchs werden? Sein erste Doktorandin damals. Sie ahnungslos, wie eine wissenschaftliche Arbeit überhaupt anzugehen ist. Ihr erstes Skript wurde nur kurz kommentiert, mit einigen Anmerkungen: Ein Tiefschlag. Da sehe man schon an den Kommafehlern, dass das nichts ist. Da brauchte es die Freundin, ihr

auf die Beine zu helfen. Mit Ratschlägen zu helfen, Mut zu machen. Ängste waren aufgestiegen, nie so gekannt, nicht zu benennen, Unruhe, Schlaflosigkeit, eine Ärztin verschrieb Psychopharmaka. An den Blicken im Seminar, in der Mensa, erkannte sie, wie elend sie aussah, wie abgemagert sie war. Sie zerriss das Papier des Professors - handschriftlich auf dünnem, blauen Durchschlagpapier - klebte es aber wieder zusammen. Ihr Stolz richtete sie auf. So ein professoraler Schwachsinn musste dokumentiert bleiben! Das würde sonst niemand glauben. Soziale Dienste an der Universität? Nicht in einer Zeit, als nur fünf Prozent der Abiturienten überhaupt zur Universität gingen, Abiturientinnen unter ihnen kaum auffielen. Wer den Weg dorthin nahm, hatte Vorbilder, Vorausgegangene in der Familie. Wer keine hatte - über Selbstmorde, auch im eigenen Fach, wurde nur geflüstert. Sie hatte Glück, der freie Lehrstuhl in ihrem Fach wurde besetzt, für sie ein Treffer. Des neuen Profs Analyse: »Sie haben das Ganze verkehrt herum aufgezo-gen.«

Da war er, der Schlüssel zum Gelingen, der Anfang ihrer Begeisterung für die Wissenschaft.

»Keine Kinder - warum nicht?«

Da war sie schon über siebzig Jahre alt, als sie das gefragt wurde.

»Mir war immer Bildung wichtig«,

hatte sie spontan geantwortet. Für sie war - gerade rechtzeitig - der Weg zu »höherer Bildung« frei gemacht worden, nach »'68«, durch staatliche, finanzielle Förderung. So konnte ihr Weg einer des Aufstiegs und des Ausstiegs werden, raus aus einer Lebenswelt, die zu eng war für sie, rein in eine Wissenschaft, eine Forschung, die sie forderte, neue Horizonte brachte, auch wenn sie noch lange nicht zielgerade in einen Hochschulberuf führen konnte. An ihrer Universität hatten die Professoren ausschließlich männliche Assistenten, die einzige weibliche Lehrende war eine »Lehrkraft im

Hochschulbereich«. Auch sie kinderlos. Und dennoch: Das Tor zu höherer Bildung hätte nicht zwangsläufig in die Kinderlosigkeit führen müssen. Sicher, sie kannte den Lehrerinnen-Spruch aus dem katholischen Mädchen-Gymnasium der Großstadt, in der sie lebte: Wer bei uns das Abitur macht, der ist für die Ehe verloren! Doch darüber hatte sie gelacht, vielleicht aber auch einen stolzen Ton mitschwingen gehört, aus alter katholischer Tradition herrührend, als die Klöster für Frauen Orte der Bildung und des Aufstiegs werden konnten, anerkannt auch im männlichen Teil der Gesellschaft. So, wie bei den Pirkheimers in Nürnberg, die mit zahlreichen Mädchen und nur einem Jungen, dem Willibald, gesegnet waren. Er - der Stammhalter, in väterlicher Obhut aufs Sorgsamste erzogen, nach Italien, nach Padua, zum Studium geschickt, hatte ›zu viele‹ Schwestern. Sie alle zu verheirateten hätte viel Geld. Das Einzahlen in ein Kloster kam billiger, nur zwanzig Prozent von dem, was für eine Ehe aufzubringen war. Gerade zwölf Jahre alt waren (Barbara-) Caritas Pirkheimer, die älteste, und ihre jüngere Schwester Klara, als sie lernen mussten, nach Klosterregeln zu leben. Auf Bildung brauchten sie, Töchter einer Patrizierfamilie, nicht zu verzichten. Bei Caritas schuf eine hochgebildete Großtante die Voraussetzungen, dass sie den Karriereweg zur Äbtissin des Nürnberger »Klaraklosters« ging, eine ihrer Schwestern sollte ihr im Amt nachfolgen. Caritas - in der Literatur gerne nur mit Vornamen genannt - wurde eine hochgelobte Intellektuelle. Es heißt, sie war

»als Frau von erlesener humanistischer Bildung weit über die Grenzen der Reichsstadt Nürnberg bekannt«. ¹⁶⁸

Das weiß man aus ihrer umfangreichen Korrespondenz, die sie hatte, darunter mit Conrad Celtis, dem zum »deutschen Dichterfürsten« gekrönten Humanisten und Anhänger der

¹⁶⁸ Gisela Brandt: Ursula Pfaffinger, Agnes Sampach, Elisabeth Kempf, Caritas Pirkheimer u.a. - Chronistinnen von Amts wegen. Soziolinguistische Studien zur Geschichte des Neuhochdeutschen. Stuttgart 2008, S. 38

Reformation. Mit ihm stand sie längere Zeit im Briefwechsel - bis die katholische Geistlichkeit es ihr verbot. Die wird gewusst haben, was sich im Zusammenhang mit Dürers »Marter der 10000« tatsächlich nicht erwähnt findet, dass Celtis »einer der grimmigsten Feinde der kirchlichen Hierarchie und des Klerus « war.¹⁶⁹

In vielen ihrer Berichte schrieb Caritas Pirckheimer von den politischen Veränderungen, die ihr das Leben schwer machten. Als Äbtissin hatte sie die religiöse Aufsicht, sie musste die Einhaltung der Ordensregeln gewährleisten, die Güterverwaltung besorgen, Steuern und Abgaben erwirtschaften. Als der »Große Rat« Nürnbergs die »Öffnung« der Klöster befahl, aufgebrachte Mütter Einlass begehrten, um ihre Töchter nach Hause zu holen, konnte ihr Bruder Willibald, der Jurist, nichts für sie ausrichten. Der »Rat« ließ die Türen öffnen. Drei von ihnen, die sich weigerten zu gehen, wurden gewaltsam heimgeholt, sie, Caritas, konnte, durfte die Mädchen nicht halten. Es waren wirre Zeiten, in denen vieles sich änderte. Einige Jahre zuvor hatte es Freundschaften und Scherze gegeben. So mit Kaspar Nützel, Ratsherr, der im Übergang zur Reformation vom Nürnberger Rat als Aufpasser - »Pfleger« - über das Klarakloster bestellt wurde. Caritas nannte ihn nicht nur - so gehörte es sich - ihren »herrn«. Sie nannte ihn auch »guten freund«. Auch ein »guter freund, visirlich vnnnd jngenosus«, war ihr der talentvolle und einfallsreiche Maler Albrecht Dürer und - als dritter im Bunde - der Ratsschreiber Lazarus Spengler. In einem scherzhaften Brief vom Reichstag in Augsburg 1518 schickten die drei Männer Ratschläge, was ihr in ihrem Amt als Äbtissin wohl bekommen könne in diesen neuen (Reformations-) Zeiten: Lieber sollte sie den Wein austrinken, als Steuern darauf zu zahlen, konnte sie da lesen. Da seien ihr die Augen übergegangen - vor Lachen! Caritas schrieb zurück: Es sei wohl ein guter Geist gewesen, der die drei nach Augsburg, ins katholische Schwabenland, getrieben habe, dass sie dort lernen konnten,

¹⁶⁹ Perrig, S. 129, Anm. 64

»wie jr die armen gefangen santheßlein vnterrichten vnnd regiren solt«

»Sandhasen« war der Spottname für die Nürnbergerinnen. Um ihren Nonnen zu helfen, oder, wie Caritas da schreibt, die armen, gefangenen Samthäslein zu unterrichten und zu regieren, kündigte der gute Freund Albrecht Dürer an, er wolle in ihre Kirche »weite schlupf venster« einbauen, sollte der Chor einmal umgebaut werden. Schlupf-Fenster, um fortzulaufen aus der ›Gefangenschaft‹ der Kirche. Dass sein Vorschlag, den Nonnen zur ›Freiheit‹ zu verhelfen, nur wenige Jahre später durch Ratsbefehl umgesetzt werden musste und, begleitet von gewalttätigen Ausschreitungen, umgesetzt wurde, wird sich keine/r der Vier vorgestellt haben. Doch die Reformation verlief auch in Nürnberg - wie anderswo - nicht ohne Widerstand, was nicht verwundern kann, da sie eine grundlegende Umwälzung bedeutete: Sie sprengte die Einheit der Christenheit, brachte neue Kirchenstrukturen unter weltlicher Herrschaft, hinderte viele Menschen an ihrer Glaubensausübung. Nichts mehr galt!¹⁷⁰ Bis dahin Selbstverständliches in Denken und Alltag, vor allem auf das so wichtige Leben im Jenseits bezogen, auf die Vergebung der Sünden, die Auferstehung nach dem Tod, war aufgegeben.

Als Äbtissin war Caritas Pirckheimer davon in besonderer Weise betroffen. Sie hatte die religiöse Aufsicht über das Kloster, sie musste die Einhaltung der Ordensregeln gewährleisten, die Güterverwaltung besorgen, Steuern und Abgaben erwirtschaften. Wie sie die politischen Veränderungen in den Jahren ab 1494 erlebte, hat sie in ihrer Chronik zusammengestellt, die zeigt, wie schwer ihr das Leben gemacht wurde. Da war die neue Steuer auf den »Meßwein« noch das geringste Übel. Kein Vergleich zu dem Verbot der lateinischen Messe, dass ihre Prediger, die »Barfuß«-Mönche, ersetzt wurden durch Reformierte, die »schädliche«, »ketzerische« Predigten hielten. Die Klostersgemeinschaft, der

¹⁷⁰ Das Netz des neuen Glaubens. Rostock..., S. 18

Konvent, beharrte darauf, den alten Glauben und die alte Ordnung zu behalten, worauf es im Klarakloster keine Messe mehr gab, denn die Nonnen verweigerten das Zuhören, liefen raus aus der Messe, weg aus ihrem Chor. Die Ratsherren setzen schließlich sogar durch, dass sie für sich freien, unangemeldeten Zugang zum Kloster erhielten, um die Nonnen über ihren Alltag zu befragen. So die offizielle Version. Für Caritas Pirckheimer war es ihre schwerste Zeit, die Jahre von 1524 - 1527, in denen es - so schrieb sie als eine der raren Chronistinnen ihrer Generation - Auseinandersetzungen gab, in der Kapelle, in der Kirche, verbale und tätliche, auch vor der Kirche, in der Stadt. Caritas hielt stand, leitete das Nürnberger Klarakloster bis zu ihrem Tod 1532.

Stimmenbilder

Dieses Bild im Schlaf, im Aufwachen, am hellen Tag. Wieder und immer wieder. Der Raum in seiner Länge, gegen das Licht vom Fenster, das die Gesichtszüge des Mannes verschattet, er - sich wie von einer Fensterbank erhebend - kommt auf sie zu, sie ihm entgegen, eine Umarmung, ein langer Kuss. Ist es das, was sie sich wünschte? Ihr war doch sofort klar gewesen: So würde es nie sein, konnte es nie werden: Das Bild stimmte nicht. Es gab keine Fensterbank in den Räumen, in denen sie aufeinandertrafen: Eine Glasfassade bis zum Boden. Und hatte sie ihn nicht auch voller Skepsis gesehen? Der Arzt, aufgesucht zehn Jahre nach einer ersten Behandlung, seinen Namen nicht mehr erinnernd, aber den Ort, wo er war, überzeugt damals von seinem Können, nun überrascht von seiner ersten Frage: »Sie haben keine Kinder? Warum nicht?« Im langen Fragenkatalog «Vorerkrankungen» hatte sie in allen Kästchen ihr Kreuz bei »Nein« gesetzt. Wahrheitsgemäß. »Nie schwanger gewesen?« Eine Prüffrage? Dann: »Warum keine

Kinder?« Sie, spontan: »Mir war immer Bildung wichtig.« Er: »Da werden Emotionen wach.« Auf ihre Gegenfrage hörte sie: »Ich? Vier Kinder, geschieden.« Seltsame Anmache - oder ein Stoppschild vor zu viel Erwartungen, sich das Tor offen haltend? Doch dann war er nur Arzt, präzise, nüchtern, klares Ergebnis: Eine Behandlung musste sein. Und - dann doch eine kleine Provokation:

»Nun ziehen sie los, die ganze Stadt ist voller Ärzte.«

Da reagierte sie cool und bat um einen zeitnahen Termin. Er brauchte lange, fand ihn aber, sie freute sich auf das Wiederkommen.

Jahre vorher ein anderes Bild, mehr als ein ›Bild‹. Es hatte sich tief in sie gesenkt, wurde ungerne hervorgelassen, mit Unglauben, dass das gewesen sein soll. Sie in ihrem Büro, inzwischen ein Zimmer für sich allein, der große Baum im Nachbargarten, wo die Eichhörnchen, die ganz Kleinen, mit ihren wagemutigen Sprüngen das Herz schlagen ließen. In nicht allzu ferner Ferne ein Bilderbuch-Panorama: Über der Stadt der Fernsehturm. Doch es kam ein Vormittag, an dem sie aufmerkte. Die Stille! Sie hatte doch oft so gesessen, gelesen, kein Laut im Raum, aber immer mal Schritte, Sprechen auf dem Flur. Jetzt eine Stille, die ablenkte, sie lauschen, hochschauen ließ. Da sah sie es. Das Flugzeug. Von links auf den Fernsehturm zu. Ging in die Kurve. Vor oder hinter dem Turm? Das erinnert sie nicht, nur dass sich ihre Augen auf dieses kleine Ding fixierten, das die Richtung genommen hatte in gerade Linie auf ihren Ort, auf sie zu, immer größer werdend. Sie merkte, wie sie erstarrte, dann ein Schrei, nicht von ihr, in ihrem Kopf, wie aus weiter Ferne:

»Drängt den Segelflieger ab! Drängt den Segelflieger ab!«

Von dem, was da näher kam, schon unheimlich nah war, kam deutlich ein Motorengeräusch. Da sprang sie vom Stuhl auf, wich zurück an die Wand neben der Tür. Doch dann ein Impuls, ein

Sprung zum Schreibtisch, zum Computer: ›Aus‹ gedrückt, zurück zur Wand. Endlose Sekunden - bis sie sah, wie die Maschine seitlich weggedrückt wurde, aus ihrem Blickfeld verschwand. Sie öffnete die Tür, auf dem langen Flur kein Mensch, Grabesstille. Vor ihrem Fenster das gewohnte Bild. Der Albtraum vorbei und doch gewesen. Nie der Wunsch, ihn sich von der Seele zu schreiben. Nur Einem, dem sie vertraute, sagte sie damals vorsichtig: Es ist so still geworden hier.

»Ja, finden Sie, dass es still ist?«

Es war ja nicht nur das Haus, das leerer als gewohnt wirkte. Da war auch - wenige Tage später - die Evakuierung eines Hochhauses ganz in der Nähe, die sie überraschte. Und am Wochenende wurde von einem Kongress der New Yorker Feuerwehrleute berichtet, sehr kurze Zeit nach den Attentaten in New York. Da hatte sie sich gewundert. An den Schreckenstagen in New York war sie im Urlaub gewesen. Die TV-Aufnahmen hatte sie erst viel später gesehen, sie viel unwirklicher empfunden als ihr Erlebnis. Einprägen sollte sich dagegen - Jahre später - ein Foto: Das »World Trade Center«, die oberen Stockwerke in einer schwarzen Wolke, im Rauch eine Teufelsfratze. Eine Sinnestäuschung? Ein mit ein wenig Nachhilfe erzeugter Beweis des Wirkens ›höherer‹ Mächte, der seit Jahrhunderten beschworene Auftakt in den Weltuntergang, die Apokalypse? Das Foto war in diesen Zusammenhang gestellt worden: »DIES IRAE«¹⁷¹ ›Eine Geschichte des ›Weltuntergangs‹. Die Tage des Zorns sollten kommen, doch nicht als Gottes Zorn über die sündige Menschheit. Sie kamen mit Männern, Bomben und Gewehren. Aber dieses Flugzeug, lange vor den Attentaten in Paris, Nizza, Berlin. Die wachsende Bereitschaft islamischer Männer zu Militanz, die Arroganz und Ignoranz auf der Gegenseite, die Mohammed-Karikaturen! Ein Wille zurückzuschlagen, gewachsen auch an Hochschulen ihrer Stadt. In der damals, nach 9/11, eine gemeinsame ›Versöhnungsveranstaltung‹ stattfand, organisiert von

¹⁷¹ Fried, Farbtafel 16.

beiden Seiten, doch wieder eine Schiefelage. Nur ein Stargast war geladen, Giora Feidman. Die muslimische Seite? »Wer kennt die schon!« Was sie auch gehört, gelesen hatte: In New York hatten die Attentäter nicht selbst den Kurs bestimmt, die Flugzeuge waren auf ein Ziel programmiert worden.

Wie schnell sie sich daran gewöhnt hatte, mit Stimmen, mit Bildern im Kopf zu leben. Seltsam nüchtern registrierte sie, dass sie sich beobachtet fühlte, meinte, dass ihr gefolgt wurde. Das Handy war als Begleiter noch nicht selbstverständlich, schon gar nicht bei ihr. Doch immer öfter fiel ihr ein Klingeln auf, bei Veranstaltungen, direkt in ihrer Nähe. Und im Büro? In Japan - las sie - versuchte man Mitarbeiter loszuwerden, indem man sie ganz alleine in einen kleinen Raum setzte, ohne irgendeinen Auftrag, ohne Arbeitsmittel. Als ihr am Schreibtisch plötzlich die Arme zitterten, als ob sie elektrifiziert werde, reagierte sie nüchtern: So hatte es sich angefühlt, als sie beim Entwickeln von Filmen einmal mit der einen Hand in das Entwicklerbecken fasste, mit der anderen auf die defekte Uhr. Als sie sich im Büro probeweise auf das Sideboard setzte, war das Kribbeln weg. In den Tagen vorher waren Arbeiter da gewesen, hatten die Zimmerdecke geöffnet, an Leitungen gearbeitet. Hatten sich dann mit ihren Staubsaugern auffällig lange vor ihrer Tür aufgehalten. Der von ihr eingeschaltete Sicherheitsbeamte schaute fragend auf den für die Arbeiten Zuständigen: »Saubermachen sollten doch unsere Leute!« Schulterzucken. Danach sparte sie sich Fragen, verließ sich auf ihre Beobachtungen, ihre Einschätzungen, ein Misstrauen, das wuchs. Sie merkte, dass für sie die Arbeits-Aufträge weniger wurden. Gerede über sie - nicht mehr zu übergehen. Wurde sie isoliert oder isolierte sie sich oder war es die Folge der Digitalisierung der Arbeit, die Solo-Arbeitende schuf? Großbüros, in denen alle auf den Bildschirm starrten, nicht den Kopf drehten, wenn jemand hereinkam, gerade noch ein kurzes »Hallo«. Die schönen, die geliebten, die stolz machenden Zeiten gemeinsamer Arbeit - sie waren vorbei.

Anderes trat an die Stelle, auch Komisches. Als sie einmal aus der U-Bahn kam, meinte sie ein Warnsignal zu hören und sah vor Augen wie hellgraue Schatten, männliche Figuren, bei ihr unterschlüpfen, unter einen weiten Rock, den sie nicht trug. Unverkennbar: Nachgespielte Literatur. Der Joseph, der der Großmutter in Masuren auf dem Feld unter ihre sieben Röcke schlüpfte, wo er die Tochter Maria zeugte, die Mutter des ›Blechtrommlers‹ Oskar. Da musste sie laut lachen. Und am selben Ort, die vier Radler, die vorbeirasteten, wie in wilder Flucht? Es waren oft Filmteams in den Straßen und Wohnungen ihres Viertels, auch in dem Haus, in dem sie wohnte. Doch da war es anders. Es kam ihr vor, als seien wild Rasende auf der Flucht, vielleicht mit einer Verkleidung unterwegs, vor allem mit einer Polizeiuniform. Irgendwann, viel später - das Zeitgefühl war ihr verlorengegangen, sie lebte von Tag zu Tag, immer noch neugierig auf alles Neue, auf ihre Arbeit - da hörte sie Stimmen. War es tatsächlich ein Hören, nicht das eigene Denken? Bald kam das regelmäßig, in den Straßen, oft hinter der selben Kreuzung, vor. Irgendwann schien es ihr, dass sie in ihrem Wohnviertel nicht mehr ohne Begleitung war. Fragen wurden gestellt. Wenn sie Lust hatte, öffnete sie die Leute auf der Straße nach, die den öffentlichen Raum als Telefonzelle nutzten, selbst für Privates: Mit der Hand am Ohr - ohne Handy, das sie noch immer nicht besaß - fiel sie nicht auf, wenn sie ihren unsichtbaren Fragern antwortete, nicht laut, aber hörbar. Oft galt die Frage jemandem, der oder die ihr entgegen kam, oft einer Person aus dem beruflichen Umfeld. »Ist das....?« - Meist sagte sie: »Nein, Nein«. Offenbar lag sie immer richtig, denn es kam zu einem, in ihren Ohren, lauten Ausbruch:

»Woran merkt die das?«

Da fragte sie zurück: »Soll ich es sagen?«

»Jaaaaaa!«

»Die sehen alle aus, wie auf alten Fotos. Aber die müssten sich doch längst weiterentwickelt haben.« Ihr eigener Bruder war ihr als ein jüngeres Abbild entgegen geschickt worden. Sie fühlte sich geprüft. Als die Gefahr drohender Attentate wuchs, auch in ihrer Stadt, wo die ersten Poller auftauchten, begann sie ihren Blick zu schulen: Wo könnte hier etwas passieren? Sie meinte, sie tat das aus eigenem Antrieb. Nahm sie sich nur wichtig? War es die Einsamkeit um sie, die sie gar nicht als solche empfand? Jahre später sah sie in einem Fernsehbeitrag über Fledermäuse, wie Tierschützer mit einem kleinen Gerät die Laute der Tiere in Frequenzbereiche hoben, in denen sie für menschliches Hören verstehbar wurden. Als sie ihren Arzt fragte: Gibt es das, dass man mit einem Menschen sprechen kann, ohne dass Nebenstehende es hören, weil dieser Mensch eine ungewöhnliche Frequenzbreite hat? Da sagte er:

»Ja.«

Was ihr wie ein Spiel vorkam, ein etwas seltsames Spiel, eine leichte, harmlose Verrücktheit, bekam auf einmal konkrete Gestalt: Eine E-Mail von ›Unbekannt‹, abgeschickt aus dem Amt für Verfassungsschutz. Sie hielt es für einen Irrläufer, schrieb launig zurück: Falsch gelandet. Dann kam ein Buch: »Geschichte des deutschen Verfassungsschutzes nach 1945«. Nicht von ihr bestellt. Was sie las, war ihr bekannt, nichts wirklich Neues. Bald darauf eine Begegnung. Den Mann hatte sie bei offiziellen Anlässen schon gesehen und auch bei zufälligen, am Fenster in einem Café ihres Viertels. Dieser Mann kam mitten in einer Konferenz in den Raum, ging durch die Stuhlreihen, gab ihr seine Visitenkarte. Sie kam nicht mehr darum herum, das alles als den Versuch einer Kontaktaufnahme zu verstehen. IM war damals noch kein Begriff, nicht dort, wo sie lebte. Die Visitenkarte hatte sie zerrissen. Aber sie registrierte an vielen Orten Entwicklungen, die ihr immer weniger gefielen. Eine Messeausstellung: Die Polizei informierte, was das Internet inzwischen hergab an Möglichkeiten der Ortssuche, der Fahndung. Das erschreckte sie. Sie selbst war im Beruf gerade mal in Schnellkursen auf die digitale Arbeit umgeschult worden: Immer

die selben Griffe, langweilig. Als sie in der Mensa der Technischen Universität davon überrascht wurde, dass das kratzende Geräusch einer Gabel in ihrem Ohr dröhnte, schaute sie hoch, sah auf der anderen Seite des Saales nicht mehr ganz so junge Männer in Lachen ausbrechen. Da war ihr schon der Artikel unter die Augen gekommen von den Experimenten eines französischen Arztes in der Provence, der Impulse, Schallwellen, in die Ohren schickte, wenn er es wollte, mit tödlicher Kraft. Seitdem hatte sie das Gefühl einer Bedrohung. Sie las nun, was ihr unter die Hände kam: Das Neueste vom Neuen an Forschungsergebnissen zu den Phänomen, die sie beschäftigten: Die Möglichkeiten der Stadt- und Landvermessung, wie Software-gesteuerte Ziele erreicht werden, Elektroschocks und ihre Wirkung, Laserstrahlen. Es machte sie misstrauisch, als sie auf einmal auf offener Straße Schluckbeschwerden bekam und als sich wieder einmal jemand ungewöhnlich dicht in ihrer Nähe aufhielt, Handy in der Hand, ging sie schnell einen Schritt beiseite, konnte problemlos sprechen. Immer waren es Männer im ›besten‹ Alter, meist unscheinbare, unauffällige, wie man sie täglich in den Straßen sah. Später auch Frauen, gemischte Gruppen, selbst Kinder: Immer ein Gerät in der Hand. Bis dahin war ihr i-phone noch kein Begriff gewesen. Was damit möglich wurde, begriff sie, als sich ihr auf dem Parkplatz abgestellter Wagen plötzlich nicht öffnen ließ, später auch die Schranke zur Garage. Störsender! Das nahm sie als einen Wettkampf, wechselte schnell ihre Stellungen, blieb stets Siegerin. Von einer Computer-Messe kam sie mit unentbehrlichem Basiswissen zurück: Für die Software existiert nur, was ihr als Bild eingegeben wird. Es muss genau, ganz exakt übereinstimmen. Sie wurde vorsichtiger, auf der Straße, zu Hause, hatte das Gefühl, nirgendwo mehr unbehelligt zu bleiben. Auch des Nachts! Immer hatte sie fest geschlafen, nun wurde sie oft gestört, sie hörte Geräusche, dann traf sie etwas in den Rücken, lähmte sie, nicht lange, aber furchterregend. Sie las von der Kritik an der Polizei und deren Umgang mit Elektroschock-Waffen. Sowie das typische Geräusch, eine Art ›Windsausen‹ kam, schmiss sie sich zur Seite. Da hörte das Ganze recht schnell auf. Sie hatte einen Nachbarn in Verdacht.

»Es war doch schon sehr groß!«

Ein Arztgespräch auf dem Flur, zufällig gehört. Was wie eine Entschuldigung klang, betraf sie. Ein Hämatom, die Rettung kam in letzter Sekunde. Ein mutiger Arzt, der handelte, obwohl ihm klar war: Privatpatienten sind dem Chef vorbehalten. Es war die Nacht zum Ostersonntag. Wochen vorher war ihr etwas passiert, dessen mögliche Folgen ihr unbekannt waren. Sie war zu früh hochgekommen unter der kleinen, viel zu niedrigen Tür. Sie hatte sie schon oft benutzt, da aber fuhr sie plötzlich hoch aus den Knien, als hätte sie etwas hochschnellen lassen, die scharfe Balkenkante, ein lauter Schrei, so heftig der Schmerz. Was sie nicht wusste: Ein Bluterguss im Kopf bildet sich nicht von selbst zurück. Als sie, den zweiten Tag im Krankenhaus, die Blutblase halten sollte, füllte der Ballon ihr ganze Hand.

Sie hörten nicht mehr auf, die nächtlichen Störungen. Unterbrechungen im Schlaf, sie erlebte, dass sie ›in Bewegung‹ gebracht wurde, Beine gestreckt, sie in Rücklage gedreht wurde, Stöße ins Geschlecht, bis sie so erregt war, dass sie sich selbst befriedigte. »Zwangsselbstbefriedigungen« nannte sie das. Wirkte da etwas im Unbewussten? Krämpfe in den Beinen - war es das Alter? Wenn längere Zeit nichts passierte, vergaß sie.

Dann eine Information von ihrem Arzt, die sie erst ungläubig, dann mit Lachen aufnahm: Sie firmiere in den ›sozialen‹ Medien als eine »Lucia Borgia«. Ein Gerücht? Eine üble Nachrede? Sie las nach: Lucia B., las im Lexikon von politischen Machenschaften im alten Italien, von der Heiratspolitik des Adels und vor allem von den Verleumdungen einer Frau, die diese - bis heute - zum Inbegriff einer Männer fressenden Verführerin macht. Dass es längst Medien gab, die alles andere als sozial waren, es ›Kontaktportale‹ gab, musste sie erst noch lernen. »FakeNews« - das wurde ihr ein Begriff. Doch nie erfuhr sie, aus welchen Quellen das Gerede über sie gekommen war. Und was alles technisch möglich wurde!

›Jemandem Worte in den Mund legen‹ - das war keine Redewendung mehr! Die Technik war da, Kunstfiguren zum Sprechen zu bringen, mit Originalstimmen. Sie sah im Fernsehen, wie das ging: »Gesichtserkennung« einsetzen, Punkte um den Mund gelegt, damit er sich zum Reden öffnen lässt, doch es sind Wörter und Sätze, die eingespielt werden. Wie normal das aussah, wie natürlich das klang. Sie wäre darauf reingefallen.

So gibt es also keine Sicherheit mehr, keinen Schutzraum, keinen Rückzugsort? Sie schirmte sich ab, lebte immer zurückgezogener, kein i-phone, kein Smartphone. Im Fernsehen sah sie einmal, wie eine Schießeinrichtung funktioniert, die von zu Hause bedient wurde - zum Abschuss eines echten Rehs, das aus dem Wald auf die Lichtung trat. Und jetzt der Krieg? Wo sind die Schaltzentralen derer, die Kommandos geben? Sitzen sie sicher im Warmen? Und wenn sie sich im eigenem Heim behelligt fühlt, stolpert, ihr immer wieder etwas aus der Hand fällt, als werde sie angeschossen? Sie mag es nicht glauben - aber wenn sie diese kleinen Geräte sieht, Entfernungsmesser, mit denen Räume schnell zu erfassen sind, von allen Ecken und Punkten aus, die digitale Erstellung von Gegenständen, Bauten - alles am Computer, dreidimensional, und niemand kann die Programme mehr überblicken, durchschauen. Wo ist die Gesellschaft, die sie kannte? Cyber-Krieg - nicht nur gegen Staaten, auch in der Wirtschaft und vor allem: Eindringen in die privatesten Bereiche!

Letzte Worte

Schon einmal wäre es beinahe so weit gewesen. Da hätte ihr niemand mehr zuhören können, wenn sie denn noch etwas hätte

sagen, mitteilen wollen. So blieb in der Erinnerung, was sie bei einem der letzten Besuche erzählte:

»Sie hatten mich schon in die Waschstube geschoben, aber deine Eltern waren noch im Urlaub. Das wollte ich ihnen nicht verderben.«

Als sie dann tatsächlich starb, war die Enkelin nicht an ihrem Bett. Sie konnte - hätte sie gewollt? - nicht kommen, war weit weg, im Studium, im Ausland. Per Telefon kam die knappe Mitteilung von der Mutter, ohne Emotion: »Omi ist gestorben.« So gab es von dieser ›Omi‹ keinen Abschied. Hatte sie sich von ihrer Tochter, dem Schwiegersohn, dem Enkel verabschiedet? Über die Umstände des Todes wurde nichts erzählt, nur das Datum der Beerdigung genannt. Ihre Mutter fand es nicht notwendig, dass sie dafür kommen sollte. Die Omi hatte ein hohes Alter erreicht. Wie hoch? Das Geburtsdatum? Vergessen.

Vielleicht war diese Großmutter ja endlich ›müde‹ geworden, weil schon so viele Jahre bettlägerig. Eine Querschnittslähmung, hieß es. Zweimal hatte man sie aufgeschnitten, doch die Ärzte blieben ratlos. »Es ist die Psyche«, sagte ihre Tochter, »sie hatte Angst vor der Entscheidung.« Noch einmal eine feste Verbindung eingehen, den Schritt wagte sie nicht, ging lieber als Verkäuferin in einen Milchladen, das eigene Geschäft war ja weggebombt. ›Nur‹ Hausfrau war sie eben nie gewesen. Heilig Abend gab es bei uns nur ›Knacker‹ und Kartoffelsalat, hat die Mutter oft erzählt: Es fehlte die Zeit für Einkauf und besondere Küche. Sicher war das für ihre Tochter ein Antrieb, im eigenen Haushalt Weihnachten zur Hochform aufzulaufen. So sparsam es über das Jahr zuging, Heiligabend kam ein Filet auf den Tisch, einmal auch ein Chateaubriand. Sie konnte das, hatte als Fünfzehnjährige ein Pflicht-Haushaltsjahr absolvieren müssen, auf einem Bauernhof. Sie war eine phantastische Köchin, auch die einfachsten Gerichte schmeckten. Der erste Weihnachtstag war der Besuchstag der Großmutter, sie kam im Taxi, den Rollstuhl dabei. Die Enkelin hatte

sie als Kind noch gesund erlebt. Die Omi war in die Nähe der Tochter gezogen, verdiente ihren Lebensunterhalt gleich um die Ecke, zwei Hinterzimmer als Wohnung. Da holte sich die Enkelin oft einen Becher Milch, doch wirklich warm wurden die beiden nicht miteinander. Unvergessen: Als sie später einmal ein Vierteljahr bei der Großmutter untergebracht wurde und das Zeugnis im dritten Grundschuljahr nicht so ausfiel, wie erwartet, wanderte das 50-Pfennig-Stück zurück in ihr Portemonnaie. Nur der Bruder erhielt eine Münze, der hatte die besseren Noten. Zum Glück gab es in der Umgebung viele Kinder und Auslauf im großen Park vor der Tür. Besuche bei der ›Omi‹ wurden noch seltener, als diese wegzog, mit ihrer Schwester und einem älteren Ehepaar in einer schönen Altbauwohnung lebte, nahe der Innenstadt, bis, ja bis es das Bett wurde, erst zu Hause, dann im Pflegeheim.

Sie hatte es noch gut erwischt mit diesem Heim in Städtischem Besitz. Ein Vier-Bett-Zimmer mit wechselnder Besetzung, wenn es ans Sterben ging, wurde sofort neu belegt. Der Glücksfall: Pflegerinnen mit Zeit für und Lust auf ihre Arbeit und – über Jahre – eine Bettnachbarin, hinfälliger als sie, doch täglich besucht, betreut vom ihrem Mann. Er, ein rüstiger Rentner, wurde die Stütze für alle, wurde Hilfe, Unterhaltung für die vier Frauen im Raum. Sie genoss es, die sichtbare Hälfte über der Bettdecke blieb eine wache Frau, rosige Wangen, aber auch stets besorgt, sich gut zu stellen mit denen, die für sie sorgten. »Ihre Mutter gibt den Pflegerinnen Geld«, warnte die Heimleiterin. Hörte die Omi nach den Ermahnungen auf oder machte sie weiter, verdeckter? Sie hat es nie erfahren.

Und die andere, die von der Enkelin über alles geliebte Oma, die O'ma? Sie hat sie sterben sehen, war da gerade mal fünfzehn Jahre alt, auf Besuch in der Bergarbeiterwohnung. Wie immer hatte die Tante ihr das eigene Bett, das Sofa im ›guten‹ Zimmer freigeräumt, machte Ringtausch mit dem Bruder, der für die Nichte auf das alte, mit Leder bezogene Küchen-Sofa auswich. Eine schreckliche Enge? Nie hat man sie davon etwas spüren lassen. Sie fühlte sich

angenommen, geborgen. Doch der Abschiedstag! Sportfreunde der Eltern sollten sie abholen, mit dem Auto. Sie mussten alleine fahren. Alle Onkel, Tanten und ihre Kinder waren gekommen, die Enkelin/Nichte zu verabschieden. Die Oma hatte sich plötzlich zurückgezogen ins Schlafzimmer. Erst als es auf einmal hieß: »Wir müssen den Priester rufen« - schreckten alle auf, begriffen den Ernst der Situation. Die Enkelin wollte nicht auf den Priester vertrauen, lief in Panik zur Telefonzelle, ein Arzt! Beide kamen zu spät. Bewegunglos hatte die Oma auf ihrem Bett gelegen, schwer atmend, das Herz hatte schon lange das Treppensteigen nicht mehr erlaubt. Die Aufregung des Abschieds war zu groß geworden, vielleicht auch der Gedanke, dass es das letzte Mal war, dass sie das Kind ihres zweitjüngsten Sohnes, der so selten gekommen war, sah. So wurde es ein Gehen ohne einen letzten Blick, ohne ein letztes Wort. Als die Träger kamen, musste die Enkelin das Zimmer verlassen. Tage später - es wurde nach alter Sitte aufgebahrt - sah sie ihre erste Tote. Man hatte - das kannte sie nicht aus ihrer protestantischen Heimat - die Leiche geschminkt. Ihre O'ma, das lange schon in tiefe Falten geworfene Gesicht, der warme blaue Blick unter etwas hochgezogenen Brauen - da lag eine Fremde. Über achtzig Jahre alt war sie geworden. Da gab es viel zu erzählen auf der Trauerfeier, auch viel zu lachen, komische Situationen hatte es genug gegeben, ihre Söhne, vor allem der zweite, liebten den Schabernack. Ein schöner Abschied.

Braucht es das - letzte Worte? Goethes ›Mehr Licht‹? Thomas Bernhard wollte glauben machen, es sei ein ›Mehr **nicht**‹ gewesen.¹⁷²

Mehr nicht! Das mag ihr Vater gesagt haben, sein mögliches, sein wahrscheinlich letztes Wort. Auch bei ihm war sie nicht am Bett, er, der so klar im Kopf bis zuletzt, aber sein Körper so schwach und hilflos nach dem Oberschenkelhalsbruch. Er kann es nicht mehr ausgehalten haben im Pflegeheim mit dem Dachdecker im selben

¹⁷² Regula Venske, in »Glaubenssachen«, NDR kultur, 14.4.2019

Raum, das Brüllen dieses Mannes, wenn er sich nicht verständlich machen konnte. Die Enttäuschung, wenn seine Frau kam und schnell wieder ging. Man hatte ihn aus dem nahegelegenen Pflegeheim zum Vater verlegt. So hatte man dort ein Zweibettzimmer zur freien Verfügung. Der Vater aber wählte - ein letztes Mal - seinen Weg. Ob die Ärzte im Krankenhaus ihm sagten, dass es für ihn kein selbstständiges Leben mehr geben konnte, dass es nur eines noch gab, zurück an den unerträglichen oder einen anderen, kaum besseren Ort? Seine letzten Worte an Sie, als sie an seinem Bett stand, wird sie auf immer bewahren:

»Ich denke Tag und Nacht an Euch.«

Worte der Sorge. Würden seine beiden Frauen es schaffen ohne ihn? Er, der immer Hilfsbereite, der so lange gekämpft hatte, der Mann an ihrer Seite zu bleiben, an der seiner Frau, es geschafft hatte, bis beide über neunzig Jahre alt waren. Als es auch sie traf, der Oberschenkelhalsbruch, kämpfte sie auf ihre Art, hatte sicher nicht einmal den Gedanken, dass sie nie mehr zurückkehren würde in ihre Wohnung. Selbst als sie mit einer neuen Entzündung ins nahegelegene Krankenhaus gebracht worden war, blieb sie dabei: Nein, ich bin nicht im Krankenhaus. Dass sie in Quarantäne lag, die Tochter in Folie gepackt an ihrem Bett stand, nahm sie wie natürlich, nicht einmal verwundert. Sie hatte sie sofort erkannt, vielleicht auch nur die vertraute Stimme. Da wurde sie wieder die energische, zupackende Mutter: Auf ihr »Wie komme ich hier raus?« wagte die Tochter es ihr zum ersten Mal zu sagen: »Mutti, Du kannst nicht laufen, Du wirst nie wieder laufen können.« Als sie sich zurücklegte, sagte sie nach einer kurzen Pause ihre letzten Worte zu ihr:

»Dann geh' man jetzt. Aber Du schaust doch nach mir?«

»Ja Mutti, ich schau nach Dir.«

So hatte sie die Mutter noch einmal so erlebt, wie sie es nicht anders gekannt hatte: Ohne eine Schwäche zu zeigen, ohne Tränen. Als Zweiundzwanzigjährige war sie, das erste Kind - der Sohn - im Bauch, lange ohne Nachricht, ob die Eltern noch lebten, den Bunker immer rechtzeitig erreicht hatten. Und ihr Mann, der Vater des Kindes? Dass er Glück hatte, in Gefangenschaft saß, keine einhundert Kilometer von ihr entfernt, erfuhr sie erst durch seine Rückkehr. Schon im Jahr darauf wurde die Tochter geboren. »Ein niedliches Baby«, erzählte die Mutter. »Die Schwestern haben sich so gefreut. Bis dahin waren nur Jungen gekommen und du hattest einen so dichten schwarzen Haarschopf.«

Wie mag es für sie kommen, die nun weiß, wie schwer das Sterben werden kann, für sie werden wird: Allein, ausgeliefert an Fremde. Warum sollte sie mehr Glück haben, keiner Institution zugehörig, gläubig, aber nicht Kirchen-gläubig. Wird jemand da sein, dem sie letzte Worte anvertrauen möchte? Manchmal macht sie sich solche Gedanken. Wenn sie an ihre Familie denkt, an die Gespräche mit anderen Frauen. Die hatten mit ihren Eltern in Pflegeheimen keine besseren Erfahrungen gemacht und beschlossen: Nur noch etwas trinken, bis der Schlaf kommt, die ›Ewige Nacht‹. Ein *Epitheton ornans*, obwohl doch keineswegs schmückend, als vielmehr irreführend ist, da man zwar den Eintritt erlebt in die Nacht, von einer Dauer aber nichts merken wird. Erlösung, Auferstehung? »Nein«, hatte ihr Vater ihr einmal gesagt, daran glaube er nicht. Er würde seine Organe auch zur Spende frei geben. Sie selbst wohl nicht. Ihr widerstrebte die öffentliche Diskussion, in der so viele mit dem Anspruch auftraten, sie hätten ein Recht auf »Ersatzteile«. Der gesunde Mensch - ein Reparaturkasten. Was für ein Menschenbild!

Hat sie Angst vor dem Tod?

Sie hatte ein Erlebnis, das sie glauben machte, schon in ›die Nacht‹ eingetaucht zu sein: Ein *Erlebnis, so verstörend*. Sie war von einem Traum aus dem Schlaf geholt worden, sah vor ihrem inneren Auge ein Bild: Eine schräge Fläche, wie eine leere Bühne, etwas oberhalb

zwei Stühle. Zwei Männer, Schemen, keine erkennbaren Gesichter. Doch dann eine Stimme, eine Frage: »Was hältst Du von?« (ein Name, ihr bekannt). Sie antwortete, tatsächlich laut, hörte sich sagen: »Verklemmt«. Eine spontane Antwort, aber durchaus ihre Meinung. »Und von?« (wieder ein ihr bekannter Männernamen). »Ein Populist«. Doch dann fiel noch ein dritter Name, der des Mannes, dem sie gerne näher gekommen wäre. Doch auch da reagierte sie ablehnend - oder gekränkt? »Ein Waschlappen«. korrigierte dann aber schnell, weil ihr das zu hart vorkam, sie es ein Stück weit zurücknehmen wollte: »Er reagiert schnell beleidigt, pikiert, wenn ihm etwas nicht passt.«

Da schoss es durch ihren Kopf. Ein Lichtstrahl. Eine Spindel aus Licht. So etwas kannte sie aus Vorführungen der Lasertechnik: Ein Strahl zwischen zwei Polen, mit einem breiteren Mittelteil, einem ›Bauch‹. In den Experimenten war der stets waagrecht verlaufen, doch hier kam er von oben, mittig durch ihren Kopf - und er brachte finsterste NACHT. Eine Schwärze, die den ganzen Kopf ausfüllte, dunkler als der dunkelste Wald in wolkenverhangenen Nächten. Und mit der Nacht:

Stille.

Die Wörter, die Sätze, Monologe, Dialoge, die ihr oft tagtäglich und so lange schon durch den Kopf schwirrten, ohne erkennbaren Anlass, oft sie irritierend, weil sie meinte, so ein Sprechen, so ein Denken passe nicht zu ihr - alles verbannt. Woher dieser ›Traum‹, dieses Erlebnis? Sie hatte nie vor einer Wahl zwischen drei Männern gestanden, schon gar nicht vor dieser. Und dann noch das eine, letzte Bild, das auf das ›Video‹ folgte: Ein weißer Schalter, altmodisch, ein Drehknopf. Hatte er den Blitz, die Lichtspindel ausgelöst? Waren es Sekunden, Minuten gewesen, die sie dunkel geschaltet war?

Als die Helligkeit zurückkehrte, sie die vertraute Umgebung ihres Schlafzimmers sah, spürte sie keine Angst, keinen Schmerz. Da war nur ein großes Staunen:

Diese Stille, welch eine wundersame Stille.

Wie mag Albrecht Dürer gestorben sein? War Agnes bei ihm, wie er einst bei seiner Mutter? Es bleibt, wie so vieles in seinem Leben, offen. Aber 1526 schrieb Dürer an den Rat von Nürnberg, er sei schon lange geneigt gewesen, ›Eurer Weisheit‹ mit meinem *kleinwirdigen gemel* zu beehren, doch er habe gewusst, dass er mit seinem gering zu schätzenden Gemälde nicht bestehen könne:

*Nachdem jch aber diese vergangen zeit ein thafel gemalt
vnd darauf mer fleis dan ander gemel gelegt hab, acht jch
nijemant wirdiger, die zu einer gedechnus zu behalten,
dan e[wer] w[eisheit]*¹⁷³

Dürer bat die Ratsherren,

*die wölle diese mein kleine schenck gefellig und günstig anemen
vnd mein günstig lieb herren, wie bisher jch albeg gefunden hab,
sein vnd bleiben....*

Euer weiheit vndertheniger

*Albrecht Dürer*¹⁷⁴

Klug war Albrecht Dürer zu malen, solange er die Kraft hatte. Zwei Jahre vor seinem Tod war das größte Bild, das er jemals fertigte, vollbracht: 2,42 Meter die Höhe. 1,04 Meter die Breite. Die Stadt

¹⁷³ Brief Nr.59 vom 6. Oktober 1526, Rupprich I, S. 117 [Nachdem ich aber in dieser vergangenen Zeit eine Tafel gemalt und darauf mehr Fleiß verwendet habe als für andere Gemälde, achte ich niemanden für würdiger, die zum Gedächtnis zu behalten, als Eure Weisheit.]

¹⁷⁴ ebd. [diese möchten mein kleine Geschenk gefällig und wohlmeinend annehmen und meine mir günstigen, lieb Herren bleiben, so wie ich es bisher alle Zeit empfunden habe. Euer Weisheit untertäniger Albrecht Dürer]

Nürnberg nahm sein Geschenk an, dank der Fürsprache eines »Jungen Bürgermeisters«, ein Imhoff und Nachkomme aus jener Familie, mit denen Albrecht Dürer in Venedig in Kontakt gestanden hatte. »Die Apostel« wurden in den Prunkräumen des Rathauses aufgehängt. Als Dank kam ein Geldgeschenk und das Versprechen, seinem Wunsch gemäß das Werk in der Stadt zu halten, es nicht in fremde Hände kommen zu lassen.¹⁷⁵

Johannes und Petrus - Marcus und Paulus

hatte Albrecht Dürer ausgewählt für eine Botschaft an seine Mitmenschen und an die Nachwelt. Dem Apostel Johannes gab er die Bibel in die Hand, aufgeschlagen der Beginn der Verkündigung: *Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und gott war das Wort*Dem folgt die Warnung, dass alle weltlichen Regenten in diesen gefährlichen Zeiten Acht haben sollen, nicht an Stelle des göttlichen Wortes *menschliche verführung* anzunehmen. Auch Petrus warnt im 2. Petrusbrief vor falschen Propheten im Volk

*...Wie auch vnter euch sein werden falsche lerer, ...und vile werden nachuolgenn Irem verderben,...*¹⁷⁶

Die Ungewissheit war gewichen, die Dürer in den Niederlanden noch gequält hatte: Dass Gott die Menschen unter der falschen Lehre des unchristlichen Papsttums weiterleben lassen könnte, dass seine Hoffnung auf Prediger, die lehren, wie das Wort Gottes richtig zu verstehen sei, sich nicht erfülle. Mit den vier Kirchenvätern hatte er sie gefunden:

¹⁷⁵ ebd.

¹⁷⁶ auf den Sockel der Tafeln, [nicht an Stelle des göttlichen Wortes menschlicher Verführung zu folgen] [Wie auch unter euch falsche Lehrer sein werden,...und viele ins Verderben gehen werden]



*Ein yetlicher geist, der da bekennet, das Jhesus Christus is komen
in das flaisch, der ist von gott, - Vnnd ein yetlicher geist, der da
nicht bekennet, das Jhesus Christus ist komen in das flaisch, der
ist nicht von gott.*

Die ausgewählten Texte fügte Albrecht Dürer dem Gemälde zu. Das einzige Werk, das er mit einem ausführlichen Text verband: Der Nürnberger Schreib- und Rechenmeister Johann Neudörfer schrieb ihn auf die Sockelkanten zu Füßen der Figuren.¹⁷⁷

¹⁷⁷ Beischriften aus Bildnissen und Zeichnungen, Rupprich I, S.212

Albrecht Dürer war der Maler einer Botschaft geworden, der christliche Botschaft, des Bibelwortes. Deren Kündler malte er als mächtige Gestalten, innere Größe in äußerer spiegelnd. Wer je dicht vor sie getreten ist, wird den Eindruck nicht vergessen.

Die Herren der Stadt Nürnberg hätten das Gemälde wohl gern in ihren Mauern gehalten. Doch knapp fünfzig Jahre nach dem Tod des Künstlers waren die Werke Albrecht Dürers begehrte Sammlungsobjekte geworden. Immer zahlreicher die Herrscherhäuser und reichen Bürger, die Kunstkabinette einrichteten, Sammlungen anlegten und um renommierte Künstler wetteiferten. Die einst für Altäre und zur Andacht aufgestellten religiösen Gemälde, die Andachtsbildchen, Holzschnitte und Kupferstiche, wurden nachgefragt, bis der Markt ausverkauft war. So wurden auch Dürers religiöse Gemälde ›privatisiert‹, ihres ursprünglichen Gehalts beraubt, wurden und werden weitgehend allein als Kunstobjekte wahrgenommen.¹⁷⁸ Auch die ›Apostel‹, die heute - als Stolz und Teil der Bayrischen Sammlungen - inmitten anderer Werke in der Alten Pinakothek in München gezeigt werden. Ihre religiöse Botschaft und die politische Mahnung? - Zu klein die Schrift, zu unverständlich die alte Sprache, um sie vor Ort zu erkennen.

Und wie landeten sie in Bayern?

1627 forderte Maximilian I, Kurfürst von Bayern, Dürers Vermächtnis für sein neu eingerichtetes Kunstkabinett. Als die Nürnberger zögerten, Ausflüchte suchten, soll er ›angemerkt‹ haben, dass er eine Weigerung übel nehmen würde. Dürers Heimatstadt gab nach, es heißt auch, dass Nürnberg sich die Gunst des Bayern erhalten wollte, da dieser der Anführer der Katholischen Liga im Dreißigjährigen Krieg war. Dürers Botschaft? Maximilian ließ den Text absägen, schickte ihn nach Nürnberg zurück, wo er

¹⁷⁸ Grebe, zu den Apostelbildern, S. 68 ff; Kap. 2.5 - S. 138 ff: DÜRER ZWISCHEN VERKLÄRUNG UND ERINNERUNG.

einer Kopie der ›Apostel‹ hinzugefügt wurde. Inzwischen zeigt das Original wieder die Mahnung an seinem ursprünglichen Platz, auf den Sockelleisten.

Bildnachweis

Albertina, Wien

- Albrecht Dürer: Agnes Dürer
("mein Agnes"). S. 113
- Albrecht Dürer: Studienblatt mit Bildnis
der Barbara Dürer (?), Köpfen und Füßen. S. 121
- Albrecht Dürer: Das Männerbad. S. 157
- Albrecht Dürer: Joachim und Anna
unter der Goldenen Pforte. S. 164
- Ludwig Schongauer: Kreuzabnahme. S. 35

bpk - Bildagentur, Berlin

- Albrecht Dürer: Barbara Dürer, geb.
Holper. bpk / Kupferstichkabinett,
SMB / Jörg P. Anders S. 12

- Albrecht Dürer: Selbstporträt mit Diestel.
bpk / Museum der bildenden Künste,
Leipzig / Ursula Gerstenberger S. 42

- Albrecht Dürer: Agnes, die Gattin des
Künstlers. bpk / Kupferstichkabinett,
SMB / Jörg P. Anders S. 60

- Albrecht Dürer: Hierin sind begriffen
vier bücher von menschlicher Proportion (...).
bpk / Staatliche Kunstsammlungen Dresden /
Herbert Boswank S. 74

- Albrecht Dürer : Willibald Pirckheimer. bpk / Kupferstichkabinett,
SMB / Dietmar Katz S. 122

- Albrecht Dürer: "Traumgesicht". bpk S. 126

Albrecht Dürer: Das Liebespaar. bpk /
Hamburger Kunsthalle / Christoph Irrgang S. 145

Albrecht Dürer / Die Badefrau" bpk /
RMN - Grand Palais | René-Gabriel Ojéda S. 147

Albrecht Dürer: Selbstbildnis als Akt. bpk /
Klassik Stiftung Weimar / Olaf Mokansky S. 152

Ausschnitt: Kopf S. 151
69

Albrecht Dürer: Vier Apostel:
Hll. Johannes Ev. und Petrus. bpk /
Bayerische Staatsgemäldesammlungen S. 197

Vier Apostel: Hll. Markus und Paulus. bpk /
Bayerische Staatsgemäldesammlungen S. 197

Genf

Konrad Witz, *La Pêche miraculeuse*, 1444. /MAH
Musée d'art et d'histoire, Ville de Genève, provenant
de la cathédrale Saint-Pierre de Genève /
photographe : Flora Bevilacqua S. 40

Oxford

Ashmolean Museum of Art and Archaeology,
University of Oxford
Albrecht Dürer: A Youth kneeling before a Potentate. S. 69

Albrecht Dürer: The four Witches. S. 159

Alle anderen Abbildungen: Die Autorin

Inhalt

Präambel

Teil 1

- | | | |
|----|---------------------------------|-------|
| 1. | Tod der Mutter 1 | S. 7 |
| 2. | ›Hochaldrig‹ | S. 16 |
| 3. | Wanderer zu neuen Welten | S. 21 |
| 4. | Weggehen | S. 43 |
| 5. | Jch mein, jch habs verloren | S. 50 |
| 6. | Selbstständig leben | S. 63 |
| 7. | Albertus Durerus Noricus | S. 65 |
| 8. | Von bösen vnnd gueten freündten | S. 77 |

Teil 2

- | | | |
|-----|------------------|--------|
| 9. | Tod der Mutter 2 | S. 99 |
| 10. | Agnes | S. 112 |
| 11. | Große Ängste | S. 125 |

12.	Vorspiel/Nachspiel	S. 135
13.	Scham und Schuld... »daz jch phüt wird«	S.145
14.	Starke Frauen	S. 168
15.	Stimmen Bilder	S. 180
16.	Letzte Worte	S. 188
17.	Bildnachweis	S. 201
18.	Inhalt	S. 203
19.	Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur	S. 205

Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur

1. Schriften / Werke von Albrecht Dürer

Schriftlicher Nachlass / Albrecht Dürer. Hrsg. von Hans Rupprich
1956 -

Bd. 1, 1956. Autobiographische Schriften, Briefwechsel, Dichtungen,
Beischriften, Notizen und Gutachten, Zeugnisse zum persönlichen
Leben

- Dürers Briefwechsel
- Aufzeichnung über ein Traumgesicht
- Dürers Familienchronik
- Bruchstück aus Dürers Gedenkbuch
- Dürers Dichtungen
- Bericht von der Niederländischen Reise
- Beischriften (zu Gemälden und...)
- Dürer im Briefwechsel der Zeitgenossen
- Widmungsentwürfe zur Proportionslehre
- (Allgemeines wie Arzneien, Schriften Luthers in seinem Besitz...)

Bd. 2, 1966. Die Anfänge der theoretischen Studien

Bd. 3, 1969. Die Lehre von menschlicher Proportion: Entwürfe zur
Vermessungsart der Exempeda und zur Bewegungslehre,
Reinschriftzyklen, der ästhetische Exkurs. Die Unterweisung der
Messung. Befestigungslehre. Verschiedenes

ALBRECHT DÜRER. Vier Bücher von menschlicher Proportion
(1528). Mit einem Katalog der Holzschnitte hrsg., kommentiert und
in heutiges Deutsch übertragen von Berthold Hinz.. Akademie-
Verlag 2011.

Dürers schriftlicher Nachlaß : auf Grund der Originalhandschriften und theilweise neu entdeckter alter Abschriften / hrsg. von K. Lange Niederwalluf bei Wiesbaden. 1970 [zitiert als Lange-Fehse].

Albrecht Dürer, 1471 bis 1528 : das gesamte graphische Werk / Einl. von Wolfgang Hütt

Bd. 1, 1970. Handzeichnungen

Bd. 2, 1970. Druckgraphik

Brief von Albrecht Dürer d.Ä., 1492, Rupprich I, S. 252

2. Sekundärliteratur

A: zu Dürer

Albrecht Dürer: 1471 - 1971; [Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg, 21. Mai bis 1. August 1971], Redaktion: Leonie von Wilckens.

Hans Mielke: Albrecht Dürer. 50 Meisterzeichnungen aus dem Berliner Kupferstichkabinett. Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1991. (Ausstellungskatalog Kunstmuseum Düsseldorf, I Ehrenhof vom 17.3. - 5.5.1991).

Walter Koschatzky: Albrecht Dürer: die Landschaftsaquarelle; Örtlichkeit, Datierung, Stilkritik / Wien München 1971.

Fedja Anzelewsky: Albrecht Dürer: das malerische Werk. Berlin 1971.

drs.: Dürer. Werk und Wirkung. Freiburg und Stuttgart 1980.

drs.: Dürer-Studien: Untersuchungen zu d. ikonograph. u. geistesgeschichtl. Grundlagen seiner Werke zwischen d. beiden Italienreisen. Berlin 1983.

Anne-Marie Bonnet: Albrecht Dürer. Die Erfindung des Aktes. München 2014.

Dürers Mutter: Schönheit, Alter und Tod im Bild der Renaissance; [zur Ausstellung "Dürers Mutter. Schönheit, Alter und Tod im Bild der Renaissance", Kupferstichkabinett - Staatliche Museen zu Berlin, 5. Mai - 16. Juli 2006] / von Michael Roth ... Mit weiteren Beitr. von Fedja Anzelewsky ... sowie einem Vorw. von Hein-Th. Schulze Altcapenberg. -

- Hein-Th. Schulze Altcapenberg, Sin effigie - »Dürers Mutter« im Berliner Kupferstichkabinett, S. 7.
- Michael Roth: Nachforschungen über Dürers Mutter, S. 9 - 10.

- Britta-Juliane Kruse: Barbara Dürer - Ein weibliches Lebensmuster in biographischen Bruchstücken, S. 11 - 16.

- Fedja Azelewsky, Albrecht Dürers Suche nach dem Schönen und die Definition des Häßlichen in seinem theoretischen Werk., S. 69 - 71.

Anja Grebe: DÜRER. Die Geschichte seines Ruhms. Petersberg 2013.

Erwin Panofsky: Das Leben und die Kunst Albrecht Dürers, nach der vierten Auflage 1955 by Princeton University Press, München 1977.

Moritz Thausing (1838-1884): Dürer: Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig 1884. Bd1 und Bd2 [Thausing war damals Direktor der Albertina in Wien und betont in dieser Veröffentlichung auch stark das Biographische/Persönliche].

Dürers Briefe, Tagebücher und Reime: nebst einem Anhang von
Zuschriften an und für Dürer / übers. und mit Einl., Anm.,
Personenverzeichnis und einer Reisekarte vers. von Moriz Thausing
Osnabrück 1970.

Das Dürer-Haus. Neue Ergebnisse der Forschung. Germanisches
Nationalmuseum 2007 (Hrsg. Großmann, G. Ulrich, Kemp, Ellen)
Prof. Dr. Julia Lehner (Kulturreferentin der Stadt Nürnberg):
Zum Geleit.

Anja Grebe: Meister nach Dürer. Überlegungen zur Dürer-
...Werkstatt, S. 121 - 132.

Norbert Wolf: Dürer. München, Berlin, London, NY 2010.

Der frühe Dürer. Herausgegeben von Daniel Hess und Thomas Eser
unter Mitwirkung von Dagmar Hirschfelder Ausstellung im
Germanischen Nationalmuseum vom 24. Mai bis 2. September 2012.

SHIRA BRISMAN: Sternkraut: »Das lösende Wort« für
Dürers Selbstbildnis von 1493, S. 194 -207.

JORG ROBERT: Dürer, Celtis und die Geburt der
Landschaftsmalerei aus dem Geist der »Germania illustrata«,
S.65-77.

DANIEL HESS/OLIVER MACK: Dürer beim Malen. Das
Frühwerk bis 1505, S. 171-173..

BEATE BÖCKEM: Der frühe Dürer und Italien.
Italienerfahrung und Mobilitätsprozesse um 1500, S. 52 - 64.

ANJA GREBE: »Anderer Apelles« und »haarig bärtiger
Maler«. Dürer als Thema in der deutschen Literatur um
1500, S. 78 - 89.

Thomas Schauerte: Dürer. Das ferne Genie. Eine Biographie.
Ditzingen, 2.Aufl. 2020.

Albrecht Dürer. Der Mensch und sein Werk von Marcel Brion
(Lizenzausgabe für den Bertelsmann Lesering). Ed. Aimery
Somogy. Paris 1960.

Albrecht Dürer als Zeichner / Text von Johannes Beer (Bd. 2 der Reihe Albrecht Dürer als Maler und Zeichner) Die blauen Bücher. Königstein im Taunus 1954.

Albrecht Dürer in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Franz Winzinger. Rororo Hamburg 1971.

Lotte Brand Philip: Das neu entdeckte Bildnis von Dürers Mutter. Hrsg. von den Stadtgeschichtlichen Museen Nürnbergs. Vortrag anlässlich des 510. Geburtstag Albrecht Dürers am 21. Mai 1981, S. 5.

Alexander Perrig: Albrecht Dürer oder Die Heimlichkeit der deutschen Ketzerei. Die Apokalypse Dürers und andere Werke von 1495 bis 1513. Weinheim 1987.

Ria Vahland: Realist und Phantast. Rezension zur Ausstellung »Albrecht Dürer«, 20. September 1919 bis 6. Januar 2020. In: Feuilleton der SZ Nr. 218 vom 20. September 2019, S. 11.

B: zu Kunst und Kultur

Hugh Honour, John Fleming: Weltgeschichte der Kunst. Grundlegend erweiterte und neugestaltete Ausgabe. 1982,1991 by Fleming Honour Ltd., Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg der vierten, erweiterten und neugestalteten Ausgabe, Prestel-Verlag, München 1992. [Die Abbildung der Tafel 8 an der Porta del Paradiso von Lorenzo Ghiberti, 1424-1452, an der Taufkirche in Florenz, befindet sich auf S. 328]

Till-Holger Borchert: Van Eyck bis Dürer. Altniederländische Meister und die Malerei in Mitteleuropa. Katalog der Ausstellung in Groningen museum in Brügge vom 29. Okt. 2010 bis 30. Jan. 2011.

- Antje-Fee Köllermann: Modelle der Aneignung. Anmerkungen zur Rezeption der Kunst Rogier van der Weydens in Deutschland. S. 69-81.

Dr. Gustav Barthel: Der Kunstführer. Bauten und Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland. Gütersloh 1961.

Andreas Beriger (Übersetzer): Johannes Butzbach: Odeporicon. Wanderbüchlein. Manesse, Zürich 1993,

Stadtarchiv Nürnberg

Internetseite: www.nuernberg.de/

dort: 'Stadtarchiv', 'Stadtlexikon', Stadtchronik.

Verein zur Wiederherstellung der St. Lorenzkirche in Nürnberg (e.V.) St. Lorenz im Dürerjahr. Nürnberg, Mitteilungsblatt Neue Folge Nr. 13 (Juni 1971).

Oscar von Hase: Die Koburger, Buchhändler-Familie zu Nürnberg: eine Darstellung des deutschen Buchhandels in der Zeit des Uebergangs von der scholastischen Wissenschaft zur Reformation.

Alfred Hartmann: Die Amerbachkorrespondenz. I.Band: Die Briefe aus der Zeit Johann Amerbachs 1481-1513. Basel 1942.

Der Schweizerkrieg: mit einer historisch-biographischen Studie / Willibald Pirckheimer. Hrsg. von Dr. Wolfgang Schiel. Berlin 1988.

der hübsch Martin. Kupferstiche und Zeichnungen von Martin Schongauer (ca 1450 - 1491). Eine Ausstellung im Unterlinden Museum Colmar (13. Sept. - 1.Dez.1991).

- Albert Châtelet: Ludwig Schongauer. S. 429 - S.454.

Martin Schongauer. In: The illustrated Bartsch / [2] / [founding ed. Walter L. Strauss. General Ed.: John T. Spike.

HANS BURGKMAIR. Neue Forschungen. Hrsg. von Wolfgang Augustyn und Manuel Teget-Welz. Passau 2018.

Tilman Falk: Hans Burgkmair. Studien zu Leben und Werk des Augsburger Malers. Mit 48 Abbildungen. München 1968.

Friedrich Dörnhöffer: Über Burgkmair und Dürer. In: Beiträge zur Kunstgeschichte. Franz Wickhoff gewidmet. Wien 1903.

Frank Jahnpski: Der Maler H. Burgkmair D.Ä., Essen (Diss.) 1984.

Bruno Bushart: Hans Holbein. Der Ältere. Bonn 1965.

Iris Kalden-Rosenfeld: Tilmann Riemenschneider und seine Werkstatt. Mit einem Katalog der allgemein als Arbeiten Riemenschneiders und seiner Werkstatt akzeptierten Werke. Einleitung von Jörg Rosenfeld. 4. aktualisierte und erweiterte Auflage. Königstein i.T. 2011.

Michael Baxandall: Die Kunst der Bildschnitzer: Tilman Riemenschneider, Veit Stoß und ihre Zeitgenossen / München 1984.

Berlin Gemäldegalerie. Spätgotik. Aufbruch in die Neuzeit. Ausstellung vom 21.05.2021 bis 03.10.2021 (Katalog).

Tanja Klemm: Bildphysiologie. Wahrnehmung und Körper in Mittelalter und Renaissance. Akademie-Verlag 2013.

Ulrich Pfisterer: Traurige Musen: Jacopo de' Barbari zu Malerei, Dichtung und Kulturtransfer im Norden. In: Mathias Müller, Karl-Heinz Spieß, Udo Friedrich (Hg.): Kulturtransfer am Fürstenhof. Höfische Austauschprozesse und ihre Medien im Zeitalter Kaiser Maximilians I. Berlin 2013, S.189-217.

Kunstsammlungen der Veste Coburg. Braunschweig. Aug. 1981.

Franz Winzinger: Dürer in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hamburg 1971. rororo Monographien.

C: Kultur- und Sozialgeschichte

Peter Burke: Die Renaissance in Italien. Sozialgeschichte einer Kultur zwischen Tradition und Erfindung. Dt. Berlin 1984.

JOHANNES FRIED: Dies irae. Eine Geschichte des Weltuntergangs. München 2016.

Ursula Pfaffinger, Agnes Sambach, Elisabeth Kempf, Caritas Pirckheimer u.a. - Chronistinnen von Amts wegen. Soziolinguistische Studien zur Geschichte des Neuhochdeutschen von Gisela Brandt. Stuttgart 2008.

Die Netze des neuen Glaubens. Rostock, Mecklenburg und die Reformation im Ostseeraum. Schriften des kulturhistorischen Museums Rostock. Neue Folge 17. Rostock 2017

Luther und die Folgen für die Kunst. Hrsg. Von WERNER HOFMANN. Katalog der Ausstellung Hamburger Kunsthalle 1983.

Friedrich Christian Delius: Warum Luther die Reformation versemelt hat. Eine Streitschrift. Reinbek bei Hamburg 2017.

Bruno Preisendörfer: Als unser Deutsch erfunden wurde. Reise in die Lutherzeit. Köln 2016. (Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg).

Manfred Holleger: Maximilian I (1459-1519). Herrscher und Mensch einer Zeitenwende. Stuttgart 2005.

Nicole Schwindt: Maximilians Lieder. Weltliche Musik in deutschen Landen um 1500. Kassel 2018.

Ludwig Baldass: Der Künstlerkreis Maximilians. Mit 100 Bildertafeln nach Werken der Meister Albrecht Dürer, Cranach, Altdorfer, Burgkmair, Peter Vischer u.a., Wien 1923.

Dieter Wuttke: Humanismus als integrative Kraft. Die Philosophia des deutschen "Erzhumanisten" Conrad Celtis, eine ikonologische Studie zu programmatischer Graphik Dürers und Burgkmairs. Nürnberg 1985.

Conrad Celtis Producii: Panegyris ad duces Bavariae. Mit Einleitung und Kommentar hrsg. von Joachim Gruber. Wiesbaden 2003.

Bücher mit hervorragenden Hintergrundinformationen zum Mittelalter und zur Geschichtsschreibung

ARNO BORST: Lebensformen im Mittelalter. Mit zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen. Ullstein Buchverlage GmbH Berlin, 5. Auflage 2010.

Karl-Heinz Spieß: Fürsten und Höfe im Mittelalter. WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt) 2008.

Alltagsleben im Mittelalter. Von OTTO BORST. Mit zeitgenössischen Abbildungen. Insel Verlag Ff.a.M, 16. Auflage 2016.

Christian Grataloup, L'invention des continents et des océans. Histoire de la représentation du monde. Larousse 2020.

Fernand Braudel: Geschichte als Schlüssel zur Welt. Vorlesungen in deutscher Kriegsgefangenschaft 1941. Hrsg. von Peter Schöttler. Stuttgart 2013.

Fernand Braudel: Sozialgeschichte des 15. - 18. Jahrhunderts / Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XVe-XVIII siècle. Frankfurt am Main [u.a.]: Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg, 1985-.

Die vorangestellten Zitate sind entnommen:

Albrecht Dürer: Widmung zur Proportionslehre (an Willibald Pirckheimer), aus:

ALBRECHT DÜRER. Vier Bücher von menschlicher Proportion (1528). Mit einem Katalog der Holzschnitte hrsg. kommentiert und in heutiges Deutsch übertragen von Berthold Hinz. Akademie-Verlag 2011, S.21.

Leonardo Da Vinci, aus: WER WENIG DENKT, IRRT VIEL. Meisterliche Gedankenblitze. Ausgewählt aus dem Italienischen übersetzt und mit einem Vorwort von Marianne Schneider. Gekürzte Ausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg, Frankfurt 2019.
